



Berlin, den 24. Februar 1900.

Tse-Si.

Von Zeit zu Zeit spukt jetzt ein orientalisches Gespenst durch die Spalten unserer geliebten Zeitungen. Wenn über Flotte, Fleischschau, Kanal, Kommunalwahlrecht, Erbschaft- und Waarenhaussteuer gerade nichts neu Scheinendes zu sagen ist und die langmüthigen Leser von der Veruchtheit des britischen Imperialismus, der eben ins Deutsche überetzt werden soll, für ein Weilchen nichts mehr hören wollen, wenn selbst die Versicherung, daß Herr Paul Krüger als ein Held und ein Kindergemüth bestaunt, Herr Joseph Chamberlain aber als der Auswurf der Menschheit bespion werden muß, nebst der tief sinnigen strategischen Weisheit, die pensionirte Offiziere über den Transvaalkrieg leisten, langweilig geworden ist, dann taucht irgend eine abenteuerlich klingende Kunde von blutigen Gräueltaten der das Reich der Erdmitte regirenden Dame auf. Neulich hieß es, sie habe den Kaiser von China ermorden lassen, dann wieder, Seine Majestät geruhen, noch lebendig zu sein, und schließlich, über Tod oder Leben des hohen Herrn sei Sicheres nicht festzustellen. Nun sind, seit in Schantung die deutsche Flagge weht, die chinesischen Zustände für uns doch einigermaßen wichtig geworden; und wenn deutsche Insuperatenfarmer sich schon nicht entschließen können, ernsthaft Berichterstatter nach Ostasien zu schicken und diese Leute so zu bezahlen, daß ihnen der gesellschaftliche Verkehr mit Kapitalisten und Mandarinen möglich ist, dann sollten sie wenigstens darauf halten, daß die in der berliner Weinungfabrik — Rayon: Weltpolitik — Bediensteten die von Meyers, Barb, Curzon, Favier, Brandt, Goldmann, Chavannes und

Anderen während der letzten Jahre über China veröffentlichten Bücher lesen und sich das von Landkundigen gefundene Material aneignen. Wäre diese geringe Mühe früher aufgewandt worden, dann hätte man den Buddhismus nicht für die chinesische Staatsreligion und den biedereren Li-Hung-Tschang, der doch nur ein Tjung-tu, einer der acht Generalgouverneure, war, nicht für einen Vicekaiser und Regenten gehalten. Wer mit China politische Geschäfte machen will, muß die Verhältnisse des Riesenreiches kennen. Deshalb mag Manchem vielleicht der Versuch, von der in diesem Reich mächtigsten Persönlichkeit ein — in den Konturen freilich nicht allzu klares — Bild zu geben, nicht unnötig scheinen.

Die heute schon recht betagte Dame, die man in unseren Zeitungen Kaiserin-Mutter nennt, ist nicht die Mutter des Kaisers von China, ist eigentlich auch nicht berechtigt, den Titel einer Kaiserin zu tragen, der übrigens in einem Lande, wo zwar die Lex Salica unbekannt, das ausschließliche Erbrecht der Männer aber Dynastiefügung ist, politisch werthlos wäre. Sie stammt, wie seit der Theophano Tagen manche orientalische Herrscherin, aus dem Kleinbürgerthum; ihr Vater war ein armer Krämer, der die kaum der Kinderstube Entwachsene als Sklavin an einen der Generalgouverneure verkaufte. Fräulein Tse-Si muß wohl schon als Bachsflüchchen schlau und ehrgeizig gewesen sein: sie lernte lesen und machte sich bei ihrem Herrn, dem die bei uns zwischen Generalkommando und Oberpräsidium vertheilten Provinzialgeschäfte zufielen, so beliebt, daß er, um sich für einen Gnadenbeweis dankbar zu zeigen, die zierliche und gewandte Sklavin dem Kaiser schenkte. Sien-Fong, der Sohn des Himmels, war durch den Taiping-Aufstand und durch die franco-britische Invasion arg bedrängt, fand aber dennoch Zeit, unter seinen Hausflavinnen Umschau zu halten, und ließ sein Auge mit Wohlgefallen auf Tse-Sis jungen Reizen ruhen. Dabei kann es nicht geblieben sein; denn nach Ablauf der selbst für die Frucht der Himmelsöhne zum Reifen nöthigen Zeit wurde dem Schos der Begnadeten ein Knäblein entbunden, als dessen Vater Seine Majestät sich bekannten. Daß ein Monarch mit einem hübschen Hoffräulein das Lager theilt, ist ein oft gesehener Vorgang, der nicht besonders auffallen kann; ungewöhnlicher war schon, was nun folgte. Sien-Fong ernannte Tse-Si zu seiner Favoritin, gab ihr, gleich hinter seiner legitimen Frau, den zweiten Fürstinnenplatz und wählte — die Freiheit der Thronfolgerwahl ist den chinesischen Herrschern nicht beschränkt — ihren Sohn Tjung-Schi zu seinem Erben. In die Vormundschaft sollten sich bis zur Großjährigkeit des Knaben die Kaiserin und die Favoritin theilen; ein geheim zu haltender Testamentsparagraph bestimmte aber, in kritischen Tagen

solle die Kaiserin-Wittve allein nach freiem Ermessen schalten. Als Sien-Fong in seiner Weisheit so bewiesen hatte, daß die illegitime Gattin ihm lieber, die legitime aber des Vertrauens würdiger war, legte er sich, bald nach dem pefinger Friedensschluß, auf sein letztes Prachtbett und starb. Und Tse-Si war nun die Mutter eines Kaisers von Gottes Gnaden.

Das war noch nicht viel, — wenigstens nicht genug für den Ehrgeiz der Plebejerin, die Macht und Glanz, Sein und Schein unterscheiden gelernt hatte. Sie wollte herrschen, allein, unumschränkt herrschen; der an dieses Ziel führende Weg mußte zunächst von zwei schweren Steinen gefäubert werden. Die Krämerstochter haßte die Kaiserin-Wittve, haßte sie besonders innig seit dem Tage, da der geheime Testamentsparagraph ihr bekannt geworden war. War das Glück der Abenteurerin hold oder half sie mit Eunukenkünften ein Bischen nach? Einerlei: die Verhaßte starb und die Vormundschafrechte brauchten nun nicht mehr getheilt zu werden. Der andere Stein war schon vorher eine hübsche Strecke weiter gewälzt worden, ganz aber war er noch nicht aus dem Wege geräumt. Sien-Fong hatte drei Regenten ernannt, die während der Unmündigkeit seines Sohnes die Staatsgeschäfte leiten sollten. Das paßte Tse-Si natürlich nicht; sie verständigte sich mit ihrem Schwager, dem Prinzen Kung, die lästigen Triumvirn wurden unter irgend einem Vorwande geköpft und Kung führte seitdem mit zwei Ministern die Regentschaft. Handelsverträge wurden geschlossen, europäische Gesandte nach Peking geladen, die letzten Taiping-Anhänger und die rebellischen Mohammedaner bezwungen; und Tse-Si saß mit im Rath der Männer. Endlich aber wurde Lung-Schi mündig und die Zeit der Regentschaft war aus. Mit dem Sohn wäre die Mutter vielleicht fertig geworden; doch er war schwächlich, die Leibärzte, die ihn von früh bis spät in bedrohlicher Anzahl umringten, stellten schlimme Prognosen und Mama mußte mit der Möglichkeit seines frühen Todes rechnen. Was dann? Schon war die Frau des neunzehnjährigen Kaisers in a family way; Lung-Schi konnte, bevor er starb, ihres Leibes Sprossen zum künftigen Kaiser erklären und der Wittve die Regentschaft übertragen. Das durfte nicht geschehen. Tse-Si, der man messalinische Triebe nachsagt und zu deren Pationkins in seinen rüstigen Jahren sogar der pfißige Li-Hung-Tschang gehört haben soll, hatte auch ihren Sohn früh mit Rebßen versehen und sich seiner Knabenlüderlichkeit gefreut. Nun war der kaum mannbar Gewordene morsch; wars nicht für ihn und für das Reich besser, wenn ihm langsames Welken und Faulen erspart blieb und von dem kraftlosen Stamm nicht erst eine wurmstichige Frucht gepflücht

ward? . . . Fromme Mutterwünsche werden manchmal erfüllt. Tung-Schi war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er starb, und seine Wittve stieg, bald nach seinem Tode, nicht ins Wochenbett, sondern ins Grab. Tse-Si aber ließ ihren dreijährigen Neffen Kuang-Sü zum Kaiser ernennen.

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre vergangen und über die alte Tschunghwa, die still in der Erdmitte blühende Riesenblume, hat vom westlichen Himmel mancher Sturm hingefegt. Mit dem Verlust von Anam und Tonkin begann das Unheil, den Franzosen folgten Briten, Russen, Japaner und Deutsche und heute sind aus allen Planken des Reichskörpers große Felsen gerissen. Wer ist für diesen Zusammenbruch einer unerschütterlich scheinenden Macht verantwortlich? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Kuang-Sü trug den Titel des Himmelssohnes; er, der wie ein scheuer, kränklicher, aber nicht unintelligenter Tatarenknabe ausgesehen haben soll, empfing um dreißig Uhr nach Mitternacht die höchsten Reichsbeamten, unterzeichnete mit dem Scharlachstift Ernennungen und Klase und ließ sich von Zeit zu Zeit in seiner Prunksänfte, die ein Schwarm von Bogenschützen und Reitern geleitete, durch die leeren Straßen der Hauptstadt tragen. Vor ihm beugten auch, als sie zum ersten Male ins Innerste des Palastes vordringen durften, die europäischen Gesandten das Knie und ihn begrüßte im Mai 1898 der Bruder des Deutschen Kaisers. Dennoch hat er, von dem Tage an, da der Großjährige aus dem goldenen Krönungswagen in den Palast stieg, nie die Wonne kennen gelernt, die der Vollbesitz der Macht dem Starken gewähren soll. Der Arme war eben nicht stark und mußte in dem Kampf gegen eine Kraftnatur unterliegen, die der Weiblichkeitsgrenzen zu spotten scheint. An immer erneuten Versuchen ließ er sich nicht fehlen; doch alle scheiterten und hatten nur den Erfolg, daß auch Tse-Si Jahre lang keine selbstständige Politik treiben konnte. Sie hatte eine Reihe wichtiger Fragen ihrer Entscheidung vorbehalten und führte das große kaiserliche Siegel. Aber sie war zu lange schon an despotisches Walten gewöhnt, um sich jetzt noch bescheiden zu können, und so führte jede politische Wendung zu neuen Konflikten. Unter der glatten Oberfläche wuchs die Feindschaft der beiden Höfe; und als die Japaner auf ihrem Siegermarsch die erste Etappe erreicht hatten, brach das Unwetter los. Kuang-Sü war, im Gegensatz zu seiner Tante und deren Rathgebern Ki und Kung, für den Krieg gewesen und glaubte nun, sicher mit Recht, die Ursache der schmachvollen Niederlage in der Rückständigkeit aller chinesischen Einrichtungen suchen zu müssen. Eine Schaar modern empfindender Männer, an deren Spitze Kang-Ju Wei stand, hatte seine Gunst gewonnen, den Epileptiker ergriff ein Reformatorenfieber und selten verging ein Tag

ohne einen kaiserlichen Erlaß gegen veraltete Bräuche. Das Heerwesen sollte verbessert, die Landesverwaltung vereinfacht, der nach Zehntausenden zählende Schmarogerhaufe aus Aemtern und Pfründen gejagt werden. Die Absicht war gut, über das Tempo der Ausführung ließ sich streiten, Jedem aber konnte sofort klar sein, daß solche Maßregeln die ganze Horde der an ihrem Beutel Bedrohten in das dem Kaiser feindliche Lager treiben mußten. Tse-Si konnte lachen. Doch sie war schlau und wartete geduldig auf die zu ihrem Plan passende Stunde. Eines Tages erschien Kuang-Sü bei seiner Tante in europäischer Kleidung, in der Tracht, die dem Chinesen, wenn er sie im Lande Ztos und Ennomotos sah, Gräuel und Entheiligung gewesen war. Diese Kunde, dachte Tse-Si, muß auf das Volk wirken; sie wurde — gewiß erst nach kühler Ueberlegung — wüthend, überhäufte den ungerathenen Neffen mit Scheltworten und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Und dieser Backenstreich sollte politisch wichtiger werden als die berühmte elisabethische Maulschelle, deren Tragik Lessing auf so vielen Seiten verfochten hat. Den gekrönten Schwächling hatte der Schimpf völlig gebrochen; er wollte danken und ließ sich, als der Plan seiner Freunde, zum Schutz des Monarchen Truppen herbeizuziehen, durch Tse-Sis Eingreifen vereitelt worden war, ohne Widerstand des letzten Nachrestes entkleiden. In seinem Abschiedserlaß übertrug er der lieben Frau Tante alle Regentenrechte; dann ward er nicht mehr gesehen. Es heißt, er hause in einem streng bewachten Pavillon mitten in einem See des Palastparks. Dort hat ihn, als das erste Gerücht von seinem Tode aufkam und die fremden Diplomaten wissen wollten, bei wem sie eigentlich beglaubigt seien, der Arzt der französischen Gesandtschaft untersucht. Die Diagnose lautete nicht tröstlich. Ob der Unselige heute noch lebt? Die Gesandten sollen ihn neulich gesehen haben. Für die Politik ist er tot und die Geschichte der vierhundert Millionen gelber Menschen bestimmt Tse-Si, die Tochter des bankerotten Krämers.

... Diese Angaben habe ich den Büchern und Aufsätzen landkundiger Leute entnommen. Während ich sie sammelte, prüfte und niederschrieb, stieg dem Auge die uns heute fast schon mythisch anmuthende Welt Shakespeares herauf. Wenn Niezsche, der Bewunderer gewissenloser Renaissanckraft, Tse-Si gekannt hätte, er hätte sich von Zarathustra vielleicht zu Rhung-Fu-Tse belehrt, ganz sicher aber das Haupt vor dem Weibe geneigt, daß im Lande der Weiberverachtung stark genug war, um Männer niederzuzwingen, und klug genug, um dem Schein das Wesen, dem Glanz die Macht vorzuziehen.



Ein österreichischer Generallandtag.*)

Am Angesicht der steigenden inneren Reichsnoth ist es Pflicht jedes ehrlich Denkenden, Besserung zu erwägen. Alle politischen Verhältnisse sind entsetzlich verfahren. Die Gerechtigkeit fordert freilich die Feststellung, daß diese chaotische Verwirrung nur ein letztes Glied einer großen Kette ist: ein Jahrhundertlanger Kampf ist den Sprachverordnungen vorausgegangen; er kann nach ihrer Beseitigung nicht beendet sein. Seit jenen Tagen, da Roger in seinem *Carmen Miserabile* Budapest eine *ditissima urbs teutonica* nannte und Friaul eine deutsche Bevölkerung besaß, ist deutsches Sprachland ununterbrochen von fremden Wellen verschlungen worden. Sollen wir ruhig, wie die Bewohner der Halligen, zusehen und warten, bis uns selbst die Woge mit sich reißt? Auch der letzte Utiösterreicher wird nun nicht mehr behaupten wollen, wie man noch vielfach vor zehn Jahren hören konnte: in Oesterreich dürfe kein Volk nationale Politik treiben. Wohin hätte der bewußtlose österreichische Gesamtpatriotismus geführt, den nur die Deutsch-Oesterreicher gefühlt haben und auch nur sie weiter gefühlt hätten? Zur vollständigen Slavifurung Oesterreichs.

Die Verständigung-Konferenz, die klug veranstaltet war, kann einen Waffenstillstand schaffen. Abgrenzung der Bezirke und Theilung der Ämter in Böhmen wird Vieles bessern, aber diese Maßregeln brauchen ein Korrelat: ein Waffenstillstand giebt der Zukunft keine Richtung, den Kämpfenden kein sichtbares Ziel. Wir können aber ein solches Ziel schaffen, unser Volk schützen, einen höheren Damm aufrichten gegen weitere Angriffe und gleichzeitig die Ehre und Machtstellung des Reiches behaupten. Doch wie?

*) Seit dem zweiundzwanzigsten Februar ist Oesterreich wieder ein Staat, der sich eines Parlamentes freuen darf. Das Ministerium Koerber, das etlichen Uebergangsministerien — der Volkswirth hatte sie Untergangsministerien getauft — gefolgt ist, erwartet das Heil einstweilen wenigstens weder von dem verschämten noch von dem anderen Absolutismus, sondern will versuchen, ob die Rückkehr zu geordneten Verfassungszuständen in dem zerklüfteten Lande am Ende doch möglich ist. Es ist ihm gelungen, eine Verständigung-Konferenz, die von Deutschen und Tschechen besetzt wurde, zu versammeln, und es will sein Glück nun im Reichsrath versuchen. Noch sind die Aussichten nicht allzu günstig; und da man sich, wie es scheint, in Wien nicht zu dem Experiment entschließen kann, das allgemeine gleiche Wahlrecht zu gewähren und die Bitterkeit des nationalen Haders dadurch zu lindern, daß man den sozialen Kämpfen freien Spielraum gewährt, so wird man vielleicht bald geneigt sein, die weniger heisse Probe mit dem Vorschlag des Herrn von Scala zu wagen.

Welche Heilmittel sind nicht schon angepriesen worden für diesen in Krämpfen geschüttelten Staat! Absolutismus, um dem Spruch der Menge die Verhältnisse des Staates zu entziehen, — eine Staatsform also, die die Uneinigkeit der Völker durch die Weisheit der Rathgeber der Krone zu heilen sucht. Aber der Zwangskurs solcher Weisheit dauert nie lange und die schwebenden Probleme bleiben ungelöst. Nicht einmal der modernere Bastard des Absolutismus und der Verfassung, der Paragraph 14-Homunkulus, kann Dauern- des schaffen. Und wie sieht die vielgepriesene Autonomie der Königreiche und Länder als Heilmittel aus? Nicht allein das Reich soll als historisch Gewordenes anerkannt werden, sondern auch die Gesamtheit der Königreiche und Länder. Historisch geworden sind die Königreiche und Länder und wir wollen sie deshalb nicht zerreißen, historische Anarchie treiben, wie die Slovenen, die selbstamer Weise eine Stütze der Autonomisten und Rechtsparteien bilden. Aber mit dem Wort Autonomie wird ein frevels Spiel getrieben und die Autonomie der Königreiche und Länder deshalb zum Schlagwort gemacht, weil sie für alle anderen Völker Oesterreichs Autonomie der Nation bedeutet, nur nicht für das deutsche. Das Autonomieprinzip würde, durchgeführt, für die Czechen den Beginn des Czechenstaates bedeuten und das Ende der Daseinsberechtigung der Deutschen in Böhmen und Mähren. Und für die Polen bedeutet doch die Autonomie Galiziens schon lange die weitestgehende Autonomie der polnischen Nation in Oesterreich. Kann also ein politisches Prinzip nationales Heilmittel werden, wenn es in seinen Folgen dem Einen Alles, dem Anderen gar nichts bringt, den Deutschen Oesterreichs die Autonomie der Nation für immer nimmt, den Slaven aber diese Autonomie der Nation, die Beforgung und Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, dauernd sichert? Ist also auch die große Bedeutung der Länderorganisation zuzugeben, so kann die Ausnützung ihrer Bedeutung für den nationalen Frieden nicht auf dem Weg dieser Autonomie geschehen: nicht die Zerreißung in Länder, nur die Zusammenfassung der Länder kann für den Aufschwung der Nationen in Oesterreich wahrhaft werthvoll werden.

Ausgeschlossen ist als Heilmittel der unerträglichen Zustände, durch die alle Stämme Oesterreichs im Weltwettbewerb minderwertige Kämpfer werden, die Zerreißung des Reiches in Länder, ausgeschlossen ist aber auch eine solche Einigung auf dem Boden des Reichsrathes, die eine Verwerthung der vorhandenen Volkskräfte, nicht nur einen Waffenstillstand entgegengesetzter Kräfte, bedeuten soll. Wir können nicht verlangen, daß auf diesem Kampfboden etwa eine neue Volkseinheit nach dem Muster des Polenklubs sich bilde: zu stark differenzirt sind die politischen Parteien der Deutschen, als daß wir hier eine ständig gebundene Parteigruppierung auch bei politischen Reformen durchzusetzen vermöchten. Es muß eine Organisation gefunden werden, die

dem widernatürlichen Tausch politischer Ueberzeugungen gegen nationale Vortheile endgiltig ein Ende macht, es muß ein neuer, noch nicht mit Blut gebüngter, noch nicht vom Parteihag zermählter Boden gefunden werden, der die lebendigsten Kräfte der Völker, die Volkskraft selbst dem Staat nutzbar macht, der in der letzten Zeit mit Mühe seine allernothdürftigsten Lebensansprüche dem Widerstreit der Völker abringen konnte und in natürlicher Wechselwirkung deshalb auch den allerbescheidensten Forderungen der Völker in fortschrittlicher und wirtschaftlicher Beziehung greifenhaft hilflos gegenüberstand. Die Nation ist ein sozial-sittlicher Verband, der den Auftrieb von unten erleichtert, die möglichste Gleichheit der höchsten geistigen Lebensinteressen ermöglicht, das Pflichtbewußtsein der Volksgenossen schafft. Kann der Staat auf die Dauer so lebendiger Kräfte entzathen? Man hat sich in überraschender Weise überzeugt, daß ein Regiren gegen die Deutschen unmöglich ist. Man würde den Anspruch auf den Namen eines Realpolitikers verlieren, wenn man ein Regiren gegen die Slaven — natürlich gegen ihre berechtigten kulturellen, nationalen, wirtschaftlichen Ansprüche, nicht gegen Kampfesforderungen — mit einheitlichem Aufschwung des Reiches vereinbar halten würde. Aber noch immer wird versucht, gegen die nationalen Kräfte zu regiren. Sollte man denn nicht einmal versuchen, mit der ganzen Schwungkraft der nationalen Kräfte zu regiren? Berücksichtigung der landschaftlichen Sonderinteressen und Zusammenfassung aller nationalen Kräfte muß das klare Ziel sein. Das kann zunächst bei uns Deutschen — und es ist nur selbstverständlich, daß wir mit uns beginnen, die wir in tiefstem Herzen durch langen, schweren Rechtskampf erregt sind, die wir die Zukunft unserer Söhne und deutschen Kulturbodens in stolzer Entschlossenheit vertreten — nur geschehen durch eine Kommission aller Deutschen Oesterreichs, die die Wahrung des deutschen Besitzthandes, wirtschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische Gemeindegangelegenheiten in Berathung zieht. Eine solche Kommission muß alle deutschen Parteien ohne Unterschied der sonstigen Parteistellung umfassen.

Wie aber kann eine solche Kommission gebildet werden? Wie soll eine solche, in mehrere Ausschüsse zerfallende Gliederung geschaffen werden, wenn sie lebenskräftig sein soll? Mit zwingender Nothwendigkeit geht aus dem Grundsatz der Berücksichtigung der landschaftlichen Sonderinteressen und zugleich der Zusammenfassung aller nationalen Interessen und Kräfte die Eignung der Landtage für die Grundlage einer solchen Organisation hervor.

Eine beratende Körperschaft aus allen deutschen Landtagsabgeordneten aller Königreiche und Länder, eine Art Generallandtag, muß zusammentreten, der Ausschüsse für den nationalen Besitzthand, nationale Schulfragen, wirtschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische Förderung, für die nationale Presse, für Schiedsprüche zwischen verschiedenen Parteien des deutschen Volkes in

Oesterreich zu wählen hätte. Diese Körperschaften haben nur beratende Geltung. Aber sie werden das Material der nationalen Wirksamkeit im Reichsrath schaffen. Wer wird nicht zugeben, daß durch eine solche Einigung den Deutschen eine Vorberathung ihrer tiefsten Interessen im Kreise ihrer Stammesgenossen ermöglicht wird, wie sie schon längst die Stärke des polnischen Volkes in Oesterreich bildet?

Die Widersprüche, die sich gegen diesen Plan erheben, mögen mannichfach sein, aber sie sind nicht stichhaltig. Vor Allem können staatsrechtliche Bedenken gegen bloß beratende nationale Ausschüsse, so bedeutungsvoll ihre Vorberathungen auch sein mögen, unmöglich ernst genommen werden. Die Reichseinheit kann bei der Zusammenfassung aller gleichartigen Kräfte, unter Schonung der einheitlichen Verfassung, nur gewinnen; und zugleich ist die Entwicklung landschaftlicher Sonderart bei der großen Rolle, die die Landtage als Grundlage national-geistiger Einigung übernehmen, gesichert.

Vom Standpunkt einer gesunden Politik ist von vorn herein zu prüfen, wie die einzelnen deutschen Parteien solcher Organisation gegenüberstehen werden. Für die in der Obmännerkonferenz vertretenen Parteien wären Ausschüsse zu nationaler Vorberathung nur eine Ausgestaltung der eigenen Organisation; für sie hätte diese Erweiterung also nur den Charakter einer natürlichen Fortbildung bereits vorhandener Ansätze. Die Radikal-Nationalen können mit Beruhigung in eine Versammlung eintreten, die eine — wenn auch nur beratende — Gesamtvertretung Deutsch-Oesterreichs darstellt; sie könnte eine größere oder geringere nationale Thätigkeit entfalten, aber in jedem Fall nur eine von den Gesichtspunkten des eigenen Volkes ausgehende Thätigkeit. Durch thatkräftige Theilnahme an den Berathungen und durch Verwendung ihrer weitgehenden Kenntnisse großer Volksschichten werden die Radikal-Nationalen mit Erfolg jene frische Kraft verwenden können, die sich bisher hauptsächlich der Gewinnung breiter Volksschichten für den nationalen Gedanken zugewendet hat. Etwa vorhandene deutsche sozialdemokratische Landtagsabgeordnete können und müssen in diese Ausschüsse wählende Versammlung eintreten, wenn sie nicht ihrer Wählerschaft schweren wirtschaftlichen Schaden zufügen wollen. Die am Wenigsten leichte Stellung hat einer solchen Organisation gegenüber die katholische Volkspartei; aber auch ihre Stellung ist doch nicht gerade schwierig. Diese Partei muß sehen, daß in einem Generallandtag eine Majorisirung in religiösen Fragen ausgeschlossen ist, da solche Fragen, dem Zweck und dem Charakter der ganzen Zusammenfassung der nationalen Kräfte entsprechend, ausgeschlossen sind. Aktionsfreiheit und Bundesfähigkeit in politischen Fragen bleibt ihr vollständig gewahrt. Die von ihr stets betonte Nothwendigkeit einer größeren Berücksichtigung landschaftlicher Interessen wird hier zur Wirklichkeit. Der sie zusammenhaltende Parteigrund-

satz, an alle Angelegenheiten in erster Linie den religiösen Maßstab anzulegen, wird hier in keiner Weise verlegt, die Partei als solche bleibt in voller Reinheit bestehen, sie trägt nur ihren Theil zu einer allgemeinen Kräftigung bei. Sie kann hier dem Volke geben, was des Volkes ist, ohne auch nur im Mindesten ihrem Parteiprogramm untreu zu werden.

So können alle deutschen Parteien einer solchen Organisation beitreten, die den Gedanken einer Konsolidirung der nationalen Kräfte zu Gunsten des Gesamtstaates auch für die übrigen Stämme schafft. Und was für die Deutschen recht, scheint für die Tschechen nur billig: ist für die Tschechen das staatsrechtliche Programm, die Anerkennung der Länder der böhmischen Krone, wirklich ein von modernem nationalem Streben, nicht etwa nur von Herrschaftsgelüsten und geschichtlich-antiquarischer Liebhaberei getragener Herzenswunsch, dann müssen sie eine Organisation aller tschechischen Landtagsabgeordneten Böhmens, Mährens und Schlesiens zum Zweck der Wahl nationaler Ausschüsse als eine nicht in der selben Ebene, wohl aber im selben Raum gelegene Maßregel der erwünschten Zusammenfassung der Kräfte des tschechischen Volkes begrüßen. Die so bei Tschechen und Deutschen auf fest zusammengewachsenem Stammesboden gegründeten Ausschüsse für nationalen Besitzstand werden in ganz anderer Weise, ohne Preisgebung nationaler Rechte und politischer Pflichten, Vorschläge für einen modus vivendi von Fall zu Fall machen können, als es bisher geschehen ist.

Die Verhandlungen dieser beiden Volksausschüsse würden natürlich noch nicht den Frieden bringen. Bei den durch die wirtschaftlichen Verhältnisse hervorgerufenen Bevölkerungsschwankungen werden diese Ausschüsse immer wieder genöthigt werden, mit einander um die Erhaltung einzelner Orte, einzelner Bezirke zu ringen; der Kampf wird dann konkretisiert, und zwar in voller Schärfe — geführt werden müssen, aber örtlich gebunden sein. Das wird dann der nationale Kampf sein, der die Kräfte der Völker zu höchsten Leistungen spornet, der aber die ungesunde Atmosphäre der jetzigen Zustände, die Lähmung jedes Aufschwunges, die Abdrängung der auf Industrie angewiesenen Stämme vom Weltmarkt beseitigt. An der vom Grafen Bülow im Deutschen Reichstag als bevorstehend angekündigten neuen Theilung der Erde werden wir, was Gebietsbesitz betrifft, schwerlich theilnehmen können, aber wir müssen um der Söhne und Enkel willen aus dem grauenvollen Entweder — Oder heraus, in das wir jetzt gebannt sind. Heute sind wir gezwungen, entweder Verrath an dem quantitativen Bestand unseres Stammes zu üben, mit einer Stodung des Kampfes altererthe Gebiete verloren gehen und das Geltungsgebiet unserer Sprache einengen zu lassen — dazu werden wir der Deutschen Volkspartei Angehörigen niemals zu bewegen sein —, oder wir müssen verzichten, für den qualitativen Bestand des deutsch-österreichischen Stammes

so zu sorgen, wie wir sollten; wir müssen darauf verzichten, unseren Nachkommen jenen weiteren wirtschaftlichen Lebensraum zu sichern, der ihrem Gedeihen nothwendig sein wird; wir müssen verzichten, jenen Prozentsatz wissenschaftlicher, künstlerischer Leistung zu sichern, der nach Zahl und Veranlagung im Rahmen aller deutschen Stämme von unserem Stamm geleistet werden sollte; wir können unsere Aufgaben gegenüber dem aufstrebenden Vierten Stande nicht erfüllen, nicht ihm die Wege ebnen, wie wir in Auffassung der Nation als eines sichtlich-sozialen Verbandes uns doch verpflichtet fühlen. Diesem Entweder — Oder müssen wir entfliehen, wenn nicht unser moralisches Empfinden, unsere sittliche Kultur, unser qualitativer Bestand, auf den ja vom nationalen Standpunkt aus nicht geringerer Werth gelegt werden muß als auf den quantitativen, schwer darunter leiden soll.

Wir entfliehen aber diesem Zwiespalt, wenn es gelingt, die höchsten Lebensinteressen der einzelnen Völker in ihrem eigenen Schoß berathen zu lassen, ohne die Verfassung zu stören, wenn es gelingt, durch die Einigung der Kräfte der einzelnen Völker, trotzdem der Kampf dadurch noch intensiver wird, ihm seine Bitterkeit zu nehmen und ihn abzulenken vom Heer und von der nothwendigsten Verwaltungseinheit, trotz seiner Fortdauer Raum zu schaffen für die Erfüllung von Aufgaben, die den qualitativen Bestand, die Art und Lebensführung unseres Stammes für jetzt und die Zukunft betreffen. Versuchen wir, Beidem dadurch gerecht zu werden, daß wir einen beratenden „Generallandtag“ den Czechen hauptsächlich zugestehen und ihn für uns Deutsche ins Werk setzen. Das ist auch der Weg, wie wir über das Pfingstprogramm — die Ordnung des Bestehenden — hinaus zu jener idealen Gemeinsamkeit gelangen können, die allein die Schwungkraft unserer Leistungsfähigkeit erhöhen kann. Ueber die gesetzliche Feststellung des Gebrauches der Landessprachen, Theilung der Länder in Bezirke nationaler Art und Theilung der Behörden in Böhmen hinaus müssen wir zu einer lebendigen Einheit des Volksstammes in Oesterreich fortschreiten, zu einer Einheit, die die Einzelinteressen aller Kronländer wie die Gesamtverfassung achtet, aber den hohen Kampf für die Rechte des eigenen Stammes in ruhig sicherem Bewußtsein führen kann. Schon einmal ging der Gedanke der Berufung eines Generallandtages — 1518 — von Tirol aus: sei es ein gutes Vorzeichen für den Plan, daß er neuerdings aus den tirolischen Bergen kommt!

Innsbruck.

Professor Dr. Rudolf von Scala.



Inquisitio haereticae pravitatis.

In der „Kirchlichen Korrespondenz für die deutsche Tagespresse“ wurde neulich eine Methode geschildert, die aufmerksame Leser der berliner Zeitungen an einen dort mit besonderer Vorliebe behandelten „Fall“ erinnert haben wird. Es heißt dort: „Es spielt ein mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit des Erfolges angestrenzter Prozeß gegen einen unantastbaren Ehrentmann. Das Ergebnis fällt so aus, wie es für jeden Unbefangenen von vorn herein zweifellos war. Da erscheint in einem der auf eben so großen wie raschen Gewinn zugeschnittenen modernen Geschäftsblätter ein — selbstverständlich anonym — Artikel, der die vor Gericht widerlegten Behauptungen des gegnerischen Theiles als erwiesene Thatfachen voraussetzt. Beweise für die Anklage sind für die Schergen der sogenannten „öffentlichen Meinung“ nicht nöthig. Dafür soll der so frivol Beschuldigte sich als unschuldiges Kind erweisen. Zu dem Behufe wird ihm zugemuthet, die intimsten Vorgänge seines Privatlebens einer Oeffentlichkeit preiszugeben, welcher die Umwerthung aller moralischen Werthe bereits trefflich gelungen ist. Mögen noch so viele unbescholtene Sachkenner erklären, daß sie mit ihrer eigenen Ehre für den tückisch Verleumdeten einstehen: für die wohlverwummten Vassalschlepper unseres Börsenraubritterthumes kommt Das nicht in Betracht. Die große Masse Derjenigen aber, welchen ihre Tageszeitung als Evangelium gilt, nimmt das Alles ruhig entgegen. Sie gemahnt darin lebhaft an jene Menschenmassen aus der Zeit der öffentlichen Hinrichtungen, die aus allen Fenstern, von allen Dächern sich an den Zuckungen des ‚armen Sünders‘ ergößten.“

Die hier beschriebenen Erscheinungen haben in dem „Fall“ des Grafen Paul von Hoensbroech im vorigen Jahr ihre Rolle gespielt. Die Frage, ob sie auf diesen Fall zutreffen, kann daher nur mit Ja beantwortet werden. Aber diese Antwort wäre doch nur zum Theil richtig. Denn genau die selben Dinge sind im „Fall Küchler“ zu Tage getreten. Ja, auch der Hinweis auf diesen genügt noch durchaus nicht. Es handelt sich eben um eine Methode, die immer mehr Schule macht, um eine „Diffamation“ in der öffentlichen Meinung. In ergreifender Weise wurde diese Methode von Reinhold Baumstark, dem bekannten strenggläubigen Katholiken und parlamentarischen Vorkämpfer des Katholizismus in Baden (in seinem viel zu wenig bekannten Buch „Schicksale eines deutschen Katholiken, 1869 bis 1882“, geschildert: „Der ultramontane Haß gegen einen Menschen, dem die Kirche heilig und theuer ist, war so wahrhaft un menschlich, daß er wünschte und hoffte, mich im eigentlichen Sinne des Wortes zu Grunde zu richten.“ Fast noch grauenhaftere Beispiele kann man im „Heimgarten“ finden für

die Mittel, wodurch Peter Rosengers Wirken für fromme Menschlichkeit zerstört werden soll. Durch all Das aber soll einfach das Selbe erzielt werden wie in der schon lange fühlbaren Beeinflussung unserer Rechtsprechung und zum Theil auch schon unserer Gesetzgebung im Geiste der durch die päpstliche Infallibilität gedeckten Inquisition.*)

Lassen wir einmal die so nah liegende Parallele mit der berühmten „Affaire“ in Frankreich völlig bei Seite. Allerdings hat die spezifisch klerikale Presse in diesem Lande vom ersten Beginn an eine Haltung eingenommen, die schon längst eine sachkundigere Behandlung verdient hätte, als diesen Dingen gemeinhin in Deutschland zu Theil wird.**) Aber einstweilen hat die Uebersättigung der Kl. gefolgt ist. Sehen wir jedoch auch von jedem Blick auf die französischen Parallelen ab, so dürfen wir dafür um so weniger an dem österreichischen Vorbild vorbeigehen, daß im Deutschen Reich eine betrübende Nachahmung findet.

Die österreichischen Rechtsverhältnisse hängen ersichtlich eng mit der politischen Maulwurfsarbeit jener „katholischen Volkspartei“ zusammen, die, wie sie die polnische Wirthschaft Baden's und die Staatsstreiksgelüste Thuns erst möglich gemacht hatte, so umgekehrt dem Ausgleichsministerium des Grafen Clary hinter den Coulissen von Anfang an ihre Fallen stellte. Schon die einem Brentano wie einem Falb angethane Behandlung hatte — neben zahllosen weniger bekannt gewordenen Fällen — zur Genüge gezeigt, wie sehr die Gleichberechtigung der verschiedenen Kirchen vor dem Staatsgesetz sich dem kanonischen Recht unterzuordnen hat. Noch drastischer aber war doch die Verurtheilung jener Abhandlung, die von Geschwistern Jesu zu reden gewagt hatte. Die Evangelien des Neuen Testaments haben zwar die selbe Kühnheit gehabt. Aber das Dogma der päpstlichen Kirche dekretirt, daß Brüder und Schwestern in diesem Fall nicht als Brüder und Schwestern aufgefaßt werden dürfen. Und in allen Instanzen der österreichischen Gerichte ist der Verfasser, der das Selbe gesagt hatte wie die Evangelien, verurtheilt worden.

„Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet“, muß man jedoch auch hier beifügen. Wer über die österreichischen Gerichte aburtheilt, sollte nicht vergessen, daß der oberste deutsche Gerichtshof in einem völlig parallelen Fall das

*) In überaus zutreffender Weise ist „der Einfluß der römischen Kurie auf die deutsche Gesetzgebung“ dargethan in der unter diesem Titel erschienenen Flugschrift Nr. 108 des Ev. Bundes vom D. Veischner. Eine umfassende Beleuchtung dieser wichtigen Zukunftsfrage von hervorragender sachjuristischer Seite ist in Aussicht gestellt.

***) Vergl. die zahlreichen Auszüge aus dieser Presse in dem Anhang zu der Revue internationale de théologie. 7. Jahrgang Nr. 27. (Bern 1899.)

Selbe gethan hat. Die gesammte Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands vor dem Vatikanum (eine Ruhmesgeschichte deutsch-wissenschaftlichen Geistes und allen Hemmungen zum Trotz immer wieder den Sieg eines ehrlichen Gewissens bekundend) zeigt in allen irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten eben so viele Gegner des nachmaligen vatikanischen Dogmas, — wenigstens für Alle, denen nicht der freie Zugang zu ihren Werken versperrt ist. Aber es genügte, daß der Referent eines einzelnen Senates des Reichsgerichtes — ein Jurist als Richter über eine theologische, kirchengeschichtliche Frage! — die entgegengesetzte Privatmeinung hatte. Durch eine Reichsgerichtsentcheidung vom achtundzwanzigsten Juni 1883 ist nämlich jenes von der gesammten vorvaticanischen Theologie verworfene Dogma als „Theil und unbedingte Folge der ganzen Kirchenlehre“ unter den Schutz von gesetzlichen Bestimmungen gestellt worden, bei deren Abfassung kein Mensch an die Möglichkeit eines solchen Dogmas gedacht hat. Für eine geschichtliche Frage also, die bis dahin von allen kompetenten Historikern gerade entgegengesetzt entschieden worden war, ist damit eine völlig neue Rechtsbasis geschaffen worden. Wie viel Aehnliches seitdem zu Wege gebracht worden ist, darüber haben befugte Rechtslehrer längst vielfache Belege zusammengestellt: so über die Entscheidung von 1883 Schulte in Bonn; mit Bezug auf die zahlreichen Prozesse wegen Beleidigung des Trierer Rodes der Leipziger Woch. Noch lehrreicher ist es, in der vom „katholischen Juristenverein“ herausgegebenen „Juristischen Rundschau“ vom Jahre 1885 an im Zusammenhang einmal zu verfolgen, wie viele Etappen schon auf dem Weg zu dem Ziel erreicht worden sind, das — nach Bismarcks Mittheilung in den „Gedanken und Erinnerungen“ — für den Bischof von Ketteler nicht weniger bedeutete als den Anspruch „auf ein verfassungsmäßiges Recht seiner Kirche, Das heißt: der Heiligkeit, auf Verfügung über den weltlichen Arm“. Um nicht früher Gefagtes wiederholen zu müssen, sei hier kurz erwähnt, wie oft ich selbst von meinem kirchenhistorischen Beruf aus mich über solche symptomatische Erscheinungen zu äußern hatte. Es bedarf dann keiner weiteren Notizirung, wenn ich auch heute in dieser Aufgabe fortfahre.*)

*) Mein Aufmerken auf jene Symptome begann mit den in ihren Anfängen bis in das Jahr 1882 zurückreichenden Thümmel-Prozessen. In einem der späteren dieser Prozesse hat der durch seine zahlreichen Prozesse in weiteren Kreisen bekannte Redakteur Fusangel das Wort gesprochen: „Man wird zu überlegen haben, wie man ihn am Wirksamsten unschädlich macht“ (Märkische Volkszeitung 25. Januar 1888). Schon vorher war Das freilich mit solcher Virtuosität durchgeführt worden, daß einer der späteren Verteidiger des Pfarrers Thümmel mit ausdrücklicher sagte: „Wäre nicht Ihre Schrift vorhergegangen, der Mann hätte überhaupt keinen Anwalt gefunden.“ So lag es denn gewissermaßen in der Natur der Sache selbst, daß den beiden ersten Specialschriften „Die thümmelschen Religion-

Mit allen diesen bisherigen zeitgeschichtlichen Bildern ist jedoch, wie ich heute zur Selbstkritik ausdrücklich bemerken muß, nur ein Bruchstück geboten gewesen. Erst allmählich habe ich Döllingers Warnung von 1868 vor der Unschärfbarkeitserklärung der päpstlichen Kathedralesprüche über die Inquisition in ihrer ganzen Tragweite verstehen gelernt. Gerade jetzt aber werde ich zur rechten Stunde durch den *Spectator redivivus* in den „Deutschen Stimmen“ darauf aufmerksam gemacht, wie es sich auch bei den immer mehr Mode gewordenen „Diffamationen“ stets um eine „pflichtmäßige“ Methode in der Behandlung der *haeretica pravitatis* handelt, um die selbe Methode, auf der auch die von der Indexkongregation eingeschärfte Regel beruht, daß bei Erwähnung eines Ketzernamens jedes irgendwie lobende Epitheton wegbleiben muß. Der Andersgläubige ist für diese päpstliche Behörde *eo ipso* ein moralisch minderwerthiges Individuum. Ihn zu vernichten, ist ein frommes Werk. Lassen sich vorläufig noch die alten Mittel zu diesem Zweck nicht aufs Neue anwenden, so müssen die Ketzer eben in anderer Weise unschädlich gemacht werden. Aber es wird dabei durchweg nur die alte Taktik angewendet, — die Taktik jener Gesellschaft, deren erster Begründung die Einrichtung der Kongregation der heutigen römischen und allgemeinen Inquisition auf dem Fuß gefolgt ist und deren Restauration im neunzehnten Jahrhundert die alsbaldige Anschärung eines neuen, aber mit den alten Mitteln geführten Ketzerrrieges bedeutete. Am Ende dieses Jahrhunderts ist Herr Gröber aus Schwaben bereits so gütig gewesen, in dem Goldenen Buch die Hoffnung auszusprechen, daß am Ende des folgenden Jahrhunderts Deutschland wieder im Glauben geeinigt sein werde. Die altbewährten Mittel zu diesem Zweck zeigt die Geschichte auch des erneuerten Jesuitenordens auf jeder Seite. Für ihn ist die Widerlegung der gegnerischen Ueberzeugung ein überflüssiges Ding. Die moralische Vernichtung der Personen der Gegner, die „Diffamation“, ist ein viel sichererer Weg. Scheiterhaufen aus Holz sind dazu nicht mehr nöthig. Die des heutigen Holzpapieres reichen vollständig aus.

Erst die beiden „Fälle“ des letzten Jahres haben mich jedoch speziell

prozesse, vom Kirchengeschichtlichen und kirch-rechtlichen Standpunkt beleuchtet“ weitere folgen mußten, wie die „Ueber die jüngsten Religionsprozesse und die ihnen zu Grunde liegende Rechtsanschauung“ und „Was haben wir aus den letzten thümlichen Prozessen zu lernen?“ Die Klarstellung der einzelnen Fälle aber führte zugleich zu der prinzipiellen Frage nach dem Zusammenhang der — seit dem Infallibilität-dogma auch noch durch die Thomasbulle — „in ihrem katholischen Gewissen gebundenen Jurisprudenz“ mit der selben infallibilistischen Grundanschauung in Philosophie und Naturwissenschaft, Geschichtschreibung und Pädagogik u. s. w. Was in dieser Beziehung in der Monographie „Katholisch oder Jesuitisch“ zusammengefaßt war, forderte bald eine noch weitere Ergänzung in der Uebersicht über „Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland“.

über die Verwerthung moderner Prozeßführung für die *inquisitio haereticae pravitatis* belehrt. Ich begrüße es darum in hohem Grade, daß sowohl Graf Hoensbroech wie Direktor Kähler die Bedenken überwunden haben, die sie von der Klarstellung ihrer so schmachvoll entstellten Erlebnisse hätte zurückhalten können. Auf eine Belehrung solcher Gegner, wie es die Leute sind, die bei der „Diffamation“ die Hand im Spiel hatten, hat ja selbstverständlich weder der Eine noch der Andere zu rechnen gehabt. Auch die dem Jesuitismus die Schleppe tragenden Organe der „öffentlichen Meinung“ dürften sich abermals eben so unbelehrbar wie ihre jesuitischen Lehrmeister zeigen. Aber für Alle, die sich noch ein selbständiges Urtheil bewahrt haben, werden beide Schriften sich als überaus lehrreich erweisen. Ohne auf ihren Inhalt im Einzelnen einzugehen, soll in Nachstehendem die in beiden geschilderte Taktik kurz gekennzeichnet werden.

Man vergegenwärtige sich einmal aufrichtig den Ausgangspunkt der gegen den Grafen Hoensbroech gerichteten Agitation. Ist überhaupt etwas Klareres denkbar als Dieses: daß Jemand, der eine Schuld einklagt, auf die er nach seiner eigenen schriftlichen Erklärung keinen Anspruch hat, nicht klagt, um durch das gerichtliche Urtheil für seine Person irgend Etwas zu erlangen, sondern daß ein solcher Prozeß ganz andere Anlässe haben muß? Trotzdem erlebten wir, nachdem der Prozeß in allen Instanzen für den Beklagten siegreich entschieden war, die die Dinge geradezu auf den Kopf stellende Berichterstattung in einem berliner Blatt, daß auf nicht sehr weiten Umwegen enge Beziehungen zur ultramontanen Geistlichkeit Berlins unterhält. Und ein Blatt nach dem anderen ist auf diesem Wege gefolgt. Bei so bewandten Umständen wird auch das Erscheinen der neuen Schrift Hoensbroech's selbstverständlich nur auf einen Theil der Tagespresse eine Einwirkung üben. Das Totschweigen der Rechtsfertigung dürfte sogar beinahe noch eine größere Rolle spielen als vorher. Nur bei einem einzigen Blatt, das vorher ebenfalls durch die in der That geschickte Wache mitbeeinflusst gewesen war, ist diesmal eine rühmliche Ausnahme zu konstatiren. Das Berliner Tageblatt hat nämlich bei dem neuen Anlaß sich offen dahin ausgesprochen: „Daß gegen den Grafen Hoensbroech ein vernichtender Schlag geführt werden sollte, war, wie wir selbst zufällig wissen, in ultramontanen Preßkreisen schon lange vorher bekannt, ehe es zu jenen öffentlichen Auseinandersetzungen kam, in Folge deren Graf Hoensbroech sich von der Politik zurückzog.“ Dagegen hören wir sonst überall dort, wo der Eintritt des Grafen in die Journalistik die geschäftlichen Interessen rechts oder links geschädigt hatte, auch jetzt den gleichen Chorus mit ungeschwächten Kräften laut werden. Besonders denkwürdig ist wieder die *Seelenverwandtschaft* zwischen Frankfurter Zeitung und Kreuzzeitung. In dem frankfurter Blatt las man: „Für alle diese Behauptungen fehlt der Beweis, da Graf

Hoensbroech zum Schweigen über die Personen verpflichtet sein will. Nun klingt es aber doch höchst sonderbar, daß er sich auf die Heirathvermittlungsgeschichte eingelassen haben will, um Beweismittel in die Hände zu bekommen, obwohl er zu wissen behauptet, daß man ihn darin verwickeln wollte, um ihm daraus eine Schlinge zu drehen. Wie will er damit die mit dem Heirathvermittler gewechselten Briefe erklären?" Die Kreuzzeitung aber schließt ihre Ankündigung der Schrift mit folgenden Worten: „In dieser wie ein Roman klingenden Erzählung, über die wir uns jeden weiteren Urtheils enthalten, ist Eins von unbedingtem Interesse: die ganz bestimmte Erklärung des Grafen Hoensbroech, daß er niemals, weder mittelbar noch unmittelbar, eine Heirathsanzeige erlassen oder veranlaßt habe. Daß er Dies wiederholt erklärt habe, ist uns unbekannt; so klar hat er es unseres Wissens niemals in Abrede gestellt. Wir ziehen daraus auch den Schluß, daß der als Faksimile in der ‚Germania‘ abgedruckte Brief entweder eine Fälschung der Handschrift des Grafen war oder sich auf etwas ganz Anderes als eine Heirathvermittlung bezog. Oder liegt in seiner obigen Erklärung der Hauptnachdruck auf dem Wort ‚Heirathsanzeige‘ und soll die Benutzung einer Heirathvermittlung nicht in Abrede gestellt werden?“

Wer sind doch die namenlosen Gesellen, die Auskunft über Dinge fordern, bei denen höchstens das Bild vom Splitter und Balken auf sie selbst Anwendung finden würde? Für Jeden, der Augen hat, zu sehen, hat die eigene Schrift Hoensbroechs in Verbindung mit der des Grafen Wimpfingerode mehr als genügende Auskunft gegeben. Aber nur um so eifriger zeigt man sich bei den Bundesgenossen des Centrums bemüht, das semper aliquid haeret zur Geltung zu bringen. Nicht nachdrücklich genug kann deshalb an Alle, die gerecht sein wollen, die Mahnung ergehen, die Schrift des Grafen Hoensbroech („In eigener Sache und Anderes“, Berlin, J. Walthers) zu lesen. Sie prüft in ihren Ausführungen weit über „die eigene Sache“ hinaus und stellt wichtige Dinge und Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens an den Pranger.

Beinahe noch drastischer ist die selbe Taktik im Falle Kähler. Von Alledem, was mit eherner Stirn in die Welt gesetzt war, hat sich durchweg das Gegentheil als richtig erwiesen. Synisch hatte das „Mainzer Journal“ den Zweck verrathen, um den es sich bei der ganzen Agitation handelte: den Mann aus seiner Stellung herauszudrängen. Aber ohne irgendwie stutzig dadurch zu werden, hat man der Jesuitenpartei diesen Gefallen gethan. Ob nicht noch Mancher von Denen, die in diesem Falle den Stab brechen, selbst der Taktik zum Opfer fallen wird, die uns hier geschildert wird:

„Aus den Disziplinarakten machte ich die merkwürdige Wahrnehmung, daß der Redakteur des ‚Mainzer Journals‘ eine überaus große Reihe ganz bestimmter Anklagen gegen mich erhoben und zu deren Beweis eine große Anzahl Zeugen benannt hatte. Er muß plausmäßig seit Jahren Belastungsmaterial

gesammelt und bis zur gelegenen Zeit aufbewahrt haben. Diese „Sammelmappe“, deren sich das Journal auch in anderen Fällen schon rühmte, kann aber nur so zu Stande gekommen sein, daß es in Darmstadt, Offenbach, Wieshen u. s. w. Personen giebt, die gelegentliche, am Bierisch, in Gesellschaften, auf Spaziergängen oder in der Eisenbahn gefallene Bemerkungen und Aeußerungen einer Stelle meldeten, die das Material dann dem „Mainzer Journal“ zur „weiteren Verwertung“ übermittelte. Die Herren nun, die so unvorsichtige Bemerkungen gemacht, wurden die vom „Mainzer Journal“ benannten Zeugen und waren höchst betreten, als sie von der Generalstaatsanwaltschaft vernommen wurden. Sie konnten sich nicht erklären, wie ihre vertraulichen Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gelangt waren. Allerdings waren die meisten Anschuldigungen unwahr, da sie eben nur auf derartigem leeren Gerede beruhten, aber es geht daraus hervor, daß ein ganz planmäßiges Spionagewerk besteht und daß hierzu eine Anzahl Leute der gebildeten Stände mithelfen. Die Vermuthung, daß dieses System nicht nur gegen mich allein angewendet wurde, sondern eine ständige Einrichtung ist, liegt nah.“

Im Anschluß an diese Dinge muß noch eine Erscheinung beleuchtet werden. Wie die Rechte und die Linke in den Parlamenten im Bettfrieden vor der Ausschlag gebenden Partei rivalisiren, so stehen auch die Blätter der verschiedensten anderen Parteien zur Disposition des Centrums. Um den Freiherrn von Hedlitz und Neukirch zu diskreditiren, ist sogar der „Vorwärts“ angeworben worden. Wieder ein anderes Mal besorgt die berliner „Volkzeitung“ das Geschäft. Ich kann da sogar aus eigener Erfahrung reden. Auf Anfang Oktober war ein Vortrag von mir in Berlin über die Mitschuld des deutschen Protestantismus an der Oberherrschaft des Papstthumes über das Deutsche Reich angekündigt worden. Einige Tage vorher brachte die „Volkzeitung“ die Notiz, daß dieser Vortrag benutzt werden solle, um den Grafen Hoensbroech in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. Gleich nachher konnte dann die „Germania“ diese Nachricht auf die „Volkzeitung“ zurückführen, genau eben so wie im vorigen Jahre auf den Lokalanzeiger. Andere Fälle sind beinahe noch frappanter. Als der bekannte Kuhhandel bei der Kanalvorlage mit der sogenannten Reform des Gemeindevahlrechtes schwebte, sahen wir sogar Rationalzeitung, Boffische Zeitung, Magdeburger Zeitung eifrig für die Zahlung des vom Centrum ausbedungenen Kaufpreises eintreten. Als Herr Lieber seinen bekannten Vorstoß in Mainz gegen seinen alten Geschäftsfreund gemacht hatte, haben die konservativen und freisinnigen Blätter eine gute Woche hindurch gewetteifert, Herrn von Miquel auch das Vertrauen aufzukündigen. Ob es überhaupt noch irgendwie einflußreiche Stellen giebt, wo der Ultramontanismus nicht seine Helfershelfer mit herabgelassenem Visier untergebracht hat?

Jena.

Professor Dr. Friedrich Rippold.



Deutsche Wirthschaftsentwicklung.

Die deutsche Volkswirtschaft befindet sich seit dem Jahre 1895 in einem ununterbrochenen Aufschwung, der an Dauer und Stärke alle günstigen Konjunkturen in den früheren Perioden unseres Wirthschaftslebens weit übertrifft. Um so größer ist das Interesse des Nationalökonom, des Politikers und des unmittelbar im Erwerbsleben thätigen Praktikers, den Entwicklungsgang dieses volkswirtschaftlichen Prozesses, der sich da eben vor Aller Augen abgespielt hat, in exakter Darstellung kennen zu lernen. Verschiedene Handelskammerberichte, zu denen ich zunächst griff, ließen mich leider in der Hauptsache im Stich. Um so reicheren Aufschluß gewährte der neueste Jahresbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, ein statischer Band, der zu Neujahr erschienen ist; und da es sehr Viele geben wird, die die Resultate dieses übrigens buchhändlerisch nicht vertriebenen Werkes interessieren werden, so will ich hier das Wichtigste daraus mittheilen.

Die glänzende Konjunktur, die in Deutschland am Frühesten in die Erscheinung getreten ist, hat sich auf fast alle Kulturnationen in solchem Maße übertragen, daß damit nur noch die um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts durch die Einführung der modernen Verkehrsmittel bewirkte Umwälzung einigermaßen verglichen werden kann. In der That beruht die gegenwärtige Aufwärtsbewegung zu einem großen Theil auf ähnlichen Ursachen. Die mächtige Entfaltung der Elektrotechnik war es, die diesmal den Anstoß gegeben hat, ähnlich, wie vor einem halben Jahrhundert die steigende Verwendung der Dampfkraft. Die gewaltig zunehmende Benutzung der Elektrizität zu motorischen und Beleuchtungszwecken führte zu einer nachhaltigen Beschäftigung der Maschinenindustrie und zu einer erheblichen Steigerung der Nachfrage nach Bergwerks- und Hüttenprodukten, vor Allem nach Metallen und Kohle. Der Bedarf für die Vergrößerung der Flotte, der Ausbau des Eisenbahnnetzes durch die Neuanlage von Gleisen und die Schaffung von Kleinbahnen, die nothwendige Ergänzung und Vermehrung des rollenden Materials, Betriebsweiterungen, die mit der Zunahme des Verkehrs immer dringender wurden: das Alles mußte die günstige Entwicklung noch verstärken. Einige Zahlen genügen, um die Ausdehnung der Produktion zu veranschaulichen. Der Verbrauch von Roheisen betrug innerhalb unseres Zollgebietes in den Jahren 1891 bis 1895 durchschnittlich 5 098 000 Tonnen; seitdem ist er von Jahr zu Jahr gewachsen: 1895 auf 5 434 000, 1896 auf 6 507 000, 1897 auf 7 202 000, 1898 auf 7 351 000 und 1899 auf gegen 8 Millionen Tonnen. Der Verbrauch von Kohle hat von 99 Millionen Tonnen bis auf 130 Millionen zugenommen.

Trotz größter Anstrengung vermochte die deutsche Produktion der gewaltig gestiegenen Nachfrage weder für Eisen noch für Kohle gerecht zu werden; und so mußte das Ausland in beträchtlich verstärktem Umfange zur Deckung des Bedarfes herangezogen werden. Es ist natürlich, daß unter diesen Verhältnissen die Betriebe starke Preiserhöhungen für ihre Produkte erzielten. Während der Preis des Roheisens (Gießerei-Roheisen ab Werk Breslau) im Durchschnitt des Jahres 1895 für die Tonne 49,2 Mark betrug, war im Jahre 1898 der durchschnittliche Preis 61,6 Mark; und vom März des abgelaufenen Jahres an trat eine neue erhebliche Preissteigerung ein, so daß sich die Preisnotiz für den September und Oktober 1899 auf 80 Mark für die Tonne stellte.

Ein guter Geschäftsgang in den genannten Produktionszweigen und die reichliche Beschäftigung bei guten Löhnen für die Arbeiter mußten eine erhebliche Steigerung der Kaufkraft weiter Kreise bewirken, die wiederum anderen Produktionsgebieten zu Gute kam. Neben dieser Kräftigung des inneren Marktes hat zu der günstigen Gestaltung der Geschäfte der Umstand beigetragen, daß sich unser Absatz nach dem Ausland mächtig gesteigert hat, nämlich von drei Milliarden Mark im Jahre 1894 auf über vier Milliarden im Jahre 1899.

Der Verfasser des „Jahresberichtes“ zählt die charakteristischen Züge der geschilderten Entwicklung einzeln auf und scheut sich nicht dabei auch gewisse bedenkliche Erscheinungen zu erwähnen. Danach zeichnet sich diese Entwicklung durch einen steigenden Mangel an Rohmaterialien und Halbfabrikaten und eben so sehr durch eine zunehmende Knappheit an Arbeitskräften aus. Der Mangel an Rohstoffen beruht zum Theil auf der technischen Unmöglichkeit, die Produktion in gleichem Schritt mit der gewaltig gesteigerten Nachfrage auszuweiten, zum Theil auch auf besonderen Umständen, wie zum Beispiel auf dem Mangel an besseren Baumwollsorten. Bezeichnend ist ferner, daß die Preise der fertigen Waaren durchaus nicht allgemein im Verhältnis zu der Preissteigerung der Roh- und Hilfsstoffe in die Höhe gegangen sind. Man möchte danach zu dem wichtigen Schluß kommen, daß die Nachfrage nach fertigen Waaren nicht überall eine so starke Steigerung erfahren hat wie die Nachfrage nach den zur Herstellung dieser Waaren erforderlichen Produktionsmitteln. „Darum sind auch die Bedenken nicht von der Hand zu weisen, daß die Aufnahmefähigkeit der Bevölkerung, worauf neben der Exportmöglichkeit die Gestaltung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse im Wesentlichen beruht, in einzelnen Geschäftszweigen überschätzt wird.“

Der große Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft, der sich — wie der Jahresbericht durch Hunderte von Zahlen im Einzelnen belegt — auf fast alle Zweige der nationalen Produktion erstreckt hat, mußte auch eine tief gehende Wirkung auf den Geldmarkt ausüben.

Die steigenden Gewinne der industriellen Unternehmungen boten einen fortgesetzten Anreiz zur Investition von Kapital in industriellen Betrieben. Die vermehrte Kapitalnachfrage in Verbindung mit der gesteigerten Rentabilität der Kapitalien führte zu einer fortschreitenden Erhöhung des Zinsfußes auf allen Gebieten und damit zu einem Kurstückgang der fest verzinslichen Papiere. Sowohl der Hypotheken-Zinsfuß wie die Diskontsätze, sowohl die Kurse der Staats-, Provinzial- und Kommunalanleihen als auch die der Pfandbriefe der Landschaften und Hypothekenbanken wurden von dieser Entwicklung in immer höherem Maße betroffen. Der Hypothekenzinsfuß in Deutschland ist so weit gestiegen, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1899 vier- und einviertel Prozent der geringste Satz war, zu dem in Berlin die am Besten fundierten Hypotheken unterzubringen waren.

Eben so allgemein wie die Steigerung des gesammten Zinsniveaus ist die des Diskontsatzes. Die Diskontierung von Wechseln ist der Weg, auf dem sich die Geschäftswelt die für vorübergehende Zeit benötigten Geldsummen zu verschaffen pflegt. Zu der gesteigerten Kapitalnachfrage kommt also bei dem Diskontsatz noch das Verhältniß des Angebotes und der Nachfrage von Baarmitteln hinzu. Nun hat freilich die gewaltige Steigerung der Goldproduktion, die im Jahre 1899 die enorme Höhe von 1300 Millionen Mark erreicht haben dürfte (gegen 840 Millionen im Jahre 1895), den Weltbestand an Baargeld außerordentlich vermehrt. Aber gleichzeitig haben die mit der Wiederherstellung ihrer Saluta und mit dem Uebergang zur Goldwährung beschäftigten Länder einen großen Theil des neu produzierten Goldes an sich gezogen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1899 unterband außerdem der südafrikanische Krieg die Goldzufuhr aus einem der wichtigsten Produktionsgebiete, ja, er nöthigte sogar England zu umfangreichen Goldsendungen nach dem Kapland. Entscheidend wurde jedoch schließlich für die Gestaltung der Diskontsätze die mit der gesammten wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung im engsten Zusammenhang stehende ungewöhnliche Steigerung der Nachfrage nach Geld und nach kurzfristigem Kredit. Hier konnte die Goldzufuhr nicht ausreichen, um die vermehrten Anforderungen auch nur annähernd zu befriedigen. „In solchen Zeiten sind es die großen Notenbanken, denen die Aufgabe obliegt, mit Hilfe ihrer Notenausgabe dem Geldumlauf eine gewisse Elastizität gegenüber dem Geldbedarf zu verleihen und die gesteigerte Geldnachfrage zu befriedigen, aber auch darüber zu wachen, daß das Geldwesen auf gesunder und solider Grundlage bleibt und daß die kurzfristige Kreditgewährung nicht die in Rücksicht auf die gesammte Volkswirtschaft zu ziehenden Grenzen überschreitet.“ Wirklich hat die Reichsbank so energisch zur Befriedigung des gestiegenen Geldbedarfes mitgewirkt, daß sich vom Februar 1895 bis zum dreißigsten September 1899 ihr Baarvorrath um 428 Millionen Mark ver-

minderte, während die Notenausgabe um 415 Millionen Mark vergrößert wurde. Die Reichsbank hat demnach dem deutschen Geldverkehr die Summe von 843 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Die Folge dieser Anspannung war, daß bei der Reichsbank die Baardeckung der Noten im letzten Quartal des Jahres 1899 auf einem früher nie erreichten Tiefstand angekommen ist. Dadurch wurden Gegenmaßregeln gegen die vorhandene Ueberspannung des Kredites nöthig. Diese bestanden, wie üblich, vor Allem in der allmählich fortschreitenden Erhöhung des Diskontes, der am neunzehnten Dezember bis auf sieben Prozent stieg, — einen Satz, der seit dem Krieg des Jahres 1870 nicht mehr vorgekommen ist. Der hohe Diskont hat natürlich die Erwerbszweige, deren Lage sich bis dahin nicht so glänzend gestaltet hatte, hart getroffen; aber er hat die nützliche Wirkung gehabt, die übermäßige Produktion und Spekulation etwas einzuschränken.

Das etwa ist der Gang der deutschen Wirtschaftsentwicklung während der letzten fünf Jahre gewesen, — und ihre ausführliche Schilderung bildet den glänzendsten Theil des „Jahresberichtes“ des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller. Auf die übrigen Abschnitte des Berichtes brauche ich hier nicht einzugehen; doch muß hervorgehoben werden, daß auch die mit zahlreichen statistischen Nachweisungen versehenen Mittheilungen über die wirtschaftliche Lage des Auslandes und verschiedene der mitgetheilten Gutachten des Vereins über wichtige Fragen des Wirtschaftslebens das eingehende Studium der theoretisch oder praktisch daran interessirten Kreise verdienen.

Professor Georg Adler.



Heliotropismus.

„**V**om Weltmechanismus zum Weltorganismus!“ Das ist die heutige Strömung in der Naturforschung. Von der Uhrmacherphilosophie zum Entwicklungsgesetz der selbstdenkenden Materie und von der Metortentheorie zur Centrakraft des Alls, von der aufs Mikroskop beschränkten Zellentheorie zum großen Ganzen des vom Lichte, der Wärme, belebten Weltorganismus.

Um einen Einblick in diese sich uns erschließende neue weite Welt der Forschung der nächsten Zukunft zu gewinnen, haben wir uns klar zu werden über die Natur der kleinsten wie der größten dabei in Betracht kommenden Elemente, über die Natur des Protoplasma-Moleküls wie über die Natur des Lichtes und ihren gegenseitigen Einfluß auf einander.

Ein Tropfen ausgepreßten Hefepilzsaftes, dessen Enzymwirkung die vitalistische Theorie mit jammert dem ihr anhaftenden Dualismus umwarf und Alles — ob animalen oder vegetabilischen Stoff — auf die selbe Urkraft zurückführte, ist hierbei von der selben hohen Bedeutung wie das Alles belebende Element der Urkraft des Weltalls, das Licht, mit seinen chemischen und Wärmestrahlen, die die Atmung des Protoplasmas bedingen.

„Was ist das Licht? Was ist Protoplasma? Und welche Beziehungen haben sie zu einander, wenn überhaupt solche existiren?“ So fragt heute am Ende des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts nach Entdeckung der Röntgen-Strahlen mehr oder weniger skeptisch nicht nur der Laie, sondern auch der an das Experiment und das Nachprüfen durch seine eigenen fünf Sinne gewöhnte Praktiker auf naturwissenschaftlichem, technischem und medizinischem Gebiet.

Ich setze die geltende Licht- und Aether-Theorie und die dazu gehörigen Definitionen vom Atom und Molekül als bekannt voraus und gehe *medias in ros* an die neuesten Errungenschaften.

Das Licht ist die von der Sonne unserem Winkel im Weltall zugesandte Kraft, auf die alles Leben, Wachsen, Gedeihen, alles Heilen und Störanpassen, alles Bergehen und Neuerstehen zurückzuführen ist: das Agens, wodurch alle Entwicklung hienieden in Ewigkeit bedingt wird. Und in anderen Theilen des Weltalls geschieht das Selbe von anderen Fixsternen (Sonnensystemen) aus nach anderen Trabantenhaaren hin. Näheres darüber ist noch unbekannt und dunkel, aber undenkbar wäre es nicht, daß diese Fixsterne und unzähligen Sonnen wieder in ähnlichen Verhältnissen zu anderen, sich unserer Beobachtung ganz entziehenden Centralsonnen oder Centralbewegungscentren ständen, wie etwa die Blutkörper zum Herzen und Hirn. Jedes der unzähligen Sonnensysteme wäre wieder aufzufassen als das Molekül eines Protoplasmatropfchens, ein von wimmelnden Atomen durchzogtes Ganzes mit einem Kern und einer Hülle, das zusammen mit anderen solchen Molekülen eine größere Einheit ausmacht.

Das Licht spielt dabei den kreisenden Gestirnen im Weltraum gegenüber eine analoge Rolle wie gegenüber dem kreisenden Chlorophyll oder Blutkörperchen in den Saftgängen der Pflanze und in den Blutadern des Thieres; und wie es scheinbar feststehende und scheinbar kreisende Gestirne giebt, so auch stabiles und labiles Protoplasma.

Damit sind wir vom Licht zum Protoplasma gekommen. Beides ist eben so wenig auf die Dauer von einander zu trennen wie Kraft und Stoff.

Das Protoplasma ist der jeden belebten Weltkörper in vielgestaltiger Entwicklungsform besiedelnde Grundstoff für jedes thierische oder pflanzliche Gewebe, seit undenklicher Vorzeit und auch noch tagtäglich durch Weltentrümmer von einem Weltkörper auf den anderen übertragbar und in sich die Zeugungs- und Entwicklungskeime ganzer Planetenbewohnerschaften für Kerne bergend.

Mit diesen beiden in ihrem innersten Wesen uns theilweise noch unbekanntem Faktoren, Urkraft und Urstoff, Licht und Protoplasma, *x* und *y*, arbeiten wir täglich bei allen unseren Forschungen und Erfindungen. Die Technik beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Material, dem *y*, die Theorie mit dem *x*, der Urkraft. Wie, wenn das Erkennen des Einwirkens des *x* auf das *y* uns neue Ziele erschloße?

Ohne sich viel um das Wesen der Urkraft zu kümmern, beschäftigt sich die Technik von heute vorzugsweise mit der sogenannten toten Materie, dem leblosen Material. Elektrotechnik ist heute fast mit jedem Zweig der Technik verbunden. Alle Metalle, alle Chemikalien, alle Holz-, Leder-, Gummigegenstände, luftförmige wie flüssige Körper, Organisches wie Anorganisches wird zur Erzeugung von Apparaten verwandt, die wir im täglichen Leben benutzen: für die Photographen, Telephone, Telegraphen, Kinematographen, Röntgen-Apparate, Automobilen und — das Neueste — das Telekroskop Szepjaniks, wo das nur unter Lichtwirkung elektrisch leitende Selen zur gleichzeitigen Licht- und Schallübertragung ausgenutzt werden soll.

Im Gegensatz zu dieser praktischen Anwendung der noch immer geheimnisvollen Urkraft auf das leblose Material befaßt sich nun die theoretische Forschung mit der Ausbeutung und Anwendung der Wirkung der Urkräfte auf das lebende Material, auf das thierische wie das pflanzliche Protoplasma, ohne sich indessen dabei völlig bewußt zu werden, daß Alles, was sie versucht, nichts Anderes ist als Aufspüren der Wirkung des Lichtes auf das Protoplasma und der dabei in Thätigkeit tretenden Naturgesetze.

Seit Prometheus der Menschheit den Feuerfunken brachte, seit Heraklit, der weinende Philosoph, das Feuer, die ewige Gottesgluth, aus der wir stammen und der wir Alle zustürzen, der Menschheit als die Urquelle des Daseins und die Seele des Alls erklärte, sind die verschiedensten Welträthselerklärungen, physische und metaphysische, versucht worden: überall warf man sich ausschließlich entweder auf eine rein materielle oder aber auf eine rein ideelle, metaphysische Deutung des Weltganzen.

Erst der neueren Zeit scheint ein Ausgleich zwischen Physik und Metaphysik vorbehalten: durch das Licht. Erst der neueren Zeit mit ihrem instinktiven Herumtasten an den Räthseln des elektrischen Lichtes — das in Wirklichkeit vielleicht bloß ein für unser irdisches Sehorgan erkennbares, äußeres, beiläufiges Symptom (Verbrennung-Prozess in Berührung mit der Erdatmosphäre) einer im dunklen All in ganz anderer Weise wahrnehmbaren anderen geheimnisvollen Macht ist —, erst heute, bei dem immer weiteren Umschlagreifen der geheimnisvollen Urkraft auf allen Wissensgebieten, wird es immer mehr zur Gewißheit, daß wir es hier mit den Fingerzeigen eines das All durchwaltenden mächtigen Faktors zu thun haben, mögen wir ihn nun „Elektrizität“ oder „Willen“ oder „Zahl“, mögen wir ihn die „Kraft“ oder das „Unbewußte“ oder den „Kategorischen Imperativ“ nennen.

Das Eine fühlt jeder Denkende heraus, welcher Richtung er auch angehört: diese Urkraft, vielleicht die Seele und der Pulsschlag des Alls, giebt uns die einzige Möglichkeit, auf physische und metaphysische*) Weise zugleich uns der Lösung des Welträthsels zu nähern.

Denn die Naturgeschichte wie die Philosophie des Lichtes, die Religion des Lichtes wie die Physik des Lichtes führen zur Verschmelzung von Physik und Metaphysik. Das Licht ist meßbar und transzendent zugleich; es versinnbildlicht

*) Hier selbstverständlich im Sinne von „überirdisch“, „überfönnlich“, nicht von „übernatürlich“ gebraucht.

nicht nur, sondern stellt in sich wirklich dar: Irdisches und Ueberirdisches, Sinnliches und Ueberfinnliches.*)

Die Abneigung der offiziellen Wissenschaft gegen jedes tiefere Eingehen auf die Beziehungen zwischen Licht und Protoplasma erklärt sich aus dem Dange, sich ihre Kreise nicht stören zu lassen. Man war so lange bei der Technik, die durch ihre immensen Erfolge imponierte, in naturwissenschaftlichen Kreisen in die Lehre gegangen: dabei sollte es auch weiter bleiben und dazu genügte die Beschäftigung mit dem Material. Wozu noch Beschäftigung mit der Urkraft selbst oder gar mit ihren Beziehungen zum Leben? Im Gegenteil: um sich das Leben zurechtzulegen, war man möglichst bestrebt, den Geist herauszutreiben. Mikroskopieren am zerstückten, toten, weber von Blut noch Chlorophyll, weber von Licht noch Wärme durchströmtem Gewebe war die Tageslozung.

Die Technik hatte es mit ihrer handwerksmäßigen Uhrmacherphilosophie selbst den Besten angethan. Auch sie begannen, ihre Aufgaben stückweise und mechanisch aufzufassen, und ließen die Anwendung der lebendigen Kraft auf den lebendigen Stoff fast ganz bei Seite. Man hatte nur noch Sinn für die grob physikalischen und grob chemischen Vorgänge im Thier- und Pflanzenorganismus, für Quellung, Schrumpfung, Dryation, Reduktion, Vibrationübertragung und Elektrodynamik. Und obgleich man überall Zweckmäßigkeitbewegungen des Protoplasmas, Wanderung, Aufmarsch, Kampf und Abwehr der Leukozyten gewahrte, wurden die Vorgänge der Mitose und Chemotaxis in der gezwungensten Weise der mechanischen Erklärung unterworfen.

Jeder, der in den Naturwissenschaften — und ganz speziell in der Medizin — Etwas leisten will, hat mit einem gewaltigen Handwerksapparat zu thun, der Eine am Mikroskop, der Andere in der anatomischen, physiologischen oder chirurgischen Werkstatt; und sie Alle arbeiten am lebenden, menschlichen Körper meistens so, wie wenn es sich um einen Mechanismus, nicht um einen Organismus handelte. Noch dazu kümmert sich Jeder nur um den ihn interessirenden Theil. So wird eine Hülfsarbeit daraus, deren Resultat die „ärztliche Misere“ ist. Der Künstler, der als Vollmensch das Ganze intuitiv erfährt, ist unter den Ärzten von heute kaum vereinzelt zu finden. Erst der Erweiterung unseres ärztlichen und anthropologischen Gesichtskreises von einer Zone zur anderen, von einem Menschenschlage über viele hinaus, erst dem mit der Tropenhygiene und der neueren Balneologie austauschenden allgemeinen Zonen und Rassen vergleichenden Uebersichtstandpunkt war es vorbehalten, die bisher meist auf mitteleuropäische Verhältnisse beschränkte Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit unserer Auffassung der Naturwissenschaften zu erkennen und das Fehlende nachzuholen. Auszufüllen waren diese Lücken nur durch Einfügung unserer einseitigen mitteleuropäischen Kenntnisse und Studien in das Zonen und Arten vergleichende Studium der mit Äquatorialforschung und Erddrehung zusammenhängenden kosmischen Untersuchungen: durch Einfügung unserer in der gemäßigten Zone erworbenen physiologischen und pathologischen Kenntnisse in das Weltall herrschende allgemeine Entwicklungsgefes.

Diese Einfügung der vermeintlich stabilen, der gemäßigten Zone entnommenen, physiologischen Normen in die labilen Verhältnisse der „Artenbildung durch

*) Für die diesem Planeten angemessenen Sinne nicht Erreichbares.

Zonenwechsel“ ist aber erfolgreich nur denkbar, wenn wir aufhören, uns ausschließlich mit dem einen Faktor, dem toten Material, allein zu beschäftigen. Wir müssen an die große, offene Frage herantreten: Wie wirkt die Urkraft, das Licht, auf das lebende Protoplasma? Der Einfluß des Lichtes auf die Atmung, auf die Zweckmäßigkeitbewegungen, auf den Heliotropismus des Protoplasmas ist die große Aufgabe der nächsten Zeit.

Daß das Licht nicht von der Oberfläche der besprochenen Körper abgleitet, sondern einen Theil davon durchdringt, nimmt man an der vor eine starke Lichtquelle gehaltenen Hand wahr, deren Haut, Fettgewebe, Sehnen, ja, selbst Fingerringen ein Durchdringen des Lichtes verrathen.

Man brachte unter die leicht verschiebbare Haut von Ramingen kleine Glasröhren mit Chlor Silberfüllung und setzte dann einen Theil der Versuchsthiere während vierundwanzig Stunden dem Lichte aus. Dann zog man die Röhren wieder unter der Haut hervor, — und sie waren bei den Thieren, die dem Licht ausgesetzt gewesen waren, geschwärzt. Das heißt: vom Licht angegriffen; also war das Licht durch die Haut gedrungen. Das Selbe bewies auch der Versuch mit einer an den Fingerringen eingezipften Hand über einer lichtempfindlichen Platte, die unter elektrischem Bogenlicht photographirt wurde.

Ferner ist durch die neue Wissenschaft der Lichttherapie ermittelt worden, daß man die Wärme vom Licht trennen und mit „kaltem“ Licht operiren kann, indem man von den beiden Sorten der Strahlen des Spektrums, den chemischen und den Wärme-Strahlen, diese durch blaue Glasplatten oder durch mit Kupfervitriol gefüllte Rinsen ausschaltet oder sie durch Eiswasserschichten leitet.

Die Beleuchtung mit Menschen gefüllter Räume in den Südstaaten der Union durch kaltes Licht unter Benutzung der besonders dazu präparirten Weiskerschen Röhren zeigt, daß man hier schon auf festem Boden steht.

Es giebt also „kaltes Licht“. Das Licht wirkt zweitens „durchdringend“ bis in das Innere des beleuchteten Organismus. Drittens aber wirken besonders die chemischen Strahlen des Spektrums, Das heißt: die am Stärksten brechbaren, kurzwelligen, die blauen, violetten, ultravioletten, ganz eigenthümlich im Innern des Organismus weiter, während die anderen, entgegengesetzten, die langwelligen, am Schwächsten brechbaren, die rothen, gelben, grünen Wärmestrahlen ihre Hauptwirkung in der Hautreizwirkung — vom Blutzustuß bis zur Brandblasenbildung — zeigen.

Die Unterscheidung zwischen Wärmestrahlen und chemischen Strahlen hat nun zu weiteren Aufschlüssen geführt. Die dem Sonnenlicht am Nächstesten blauen Strahlen des Spektrums, die ich wegen ihrer Bewegungsimpulse auf Lenzkytenwanderung und Molekularconfiguration im Protoplasma die chemotaktischen Strahlen nennen möchte — weil sie Zweckmäßigkeitbewegungen des Protoplasmas vermitteln —, haben begonnen, eine ganze Welt von Wundern zu enthüllen. Die heliotropische, Bakterien tödende und pigmentirende Wirkung des Lichtes, das auch ohne Mithilfe der Wärme die Körpergewebe durchdringt und Zellenwanderungen und Molekularveränderungen der komplizirtesten Art erzeugt, ist es, die uns den Einblick in Vorgänge und Veränderungen des lebenden Gewebes eröffnet, deren Verständniß allen grob physikalischen und grob chemischen Erklärungsversuchen trogt.

Durch Quellung, Schrumpfung, Oxydation, Reduktion, Elektrodynamik und Vibrationsübertragungstheorie, durch Mechanik und Retorten allein läßt sich vieles ganz Kräftige im Naturhaushalt nicht völlig erklären. Bei den allgerühmtesten Krankheits- und Lebensprozessen stoßen wir in den gelesesten Lehrbüchern heute Seite für Seite auf Ausdrücke wie: „zielbewußter Prozeß“, „Zweckmäßigkeitvorrichtung“, „Selbstregulierungsapparat“, „Altruismus der Zellen“*), „Wärmeaufspeicherung“, „Zettmagazin“ oder Glykogen-Reservoir“. Das sind deutliche Beweise von der Unzulänglichkeit der bisher beliebten mechanistischen Naturerklärung und Weltanschauung.

Cohnheims Untersuchungen an der lebenden Froschsichschwimmhaut, am lebenden Frosch-Resenterium (Darmnetz) zeigten die bekannten Zweckmäßigkeitbewegungen der Leukozytenwanderung auf gegebene Reize, der Anordnung in Schlauchreihen zur Herausbeförderung von Schädlingen. Aufmärsche von beweglichem (labilem) Protoplasma auf Lichtreize wurden an pflanzlichen und thierischen Gebilden beobachtet; die bisherige mechanistische Deutung war unmöglich; überall zeigte sich ein Zweckmäßigkeitgesetz, ein „Denken der Materie“, um Schädliches aus dem Organismus herauszubefördern, der Bildung eines Staates im Staate (Krebsbildungen) entgegenzuarbeiten, nütliches Material für Nothfälle aufzuspeichern (Glykogen-Reservoir). Die Lehre von der Zonenspaltung wies nach, daß jedes Protoplasma-Molekül außer dem Kern von Kohlenstoff eine Hülle von Wasserstoff besitzt und daß zwischen diesen beiden Stoffen, je nach Oxy- oder Elektrizitätgehalt der Umgebung, Spannungsverhältnisse und Ausgleichungsströme stattfinden, die sich in Bewegungen und Konfigurationsverschiebungen des Inhaltes bekunden. Man unterscheidet Anionen und Kationen, je nach der Zustromung und Abströmung vom positiven Centrum zur negativen Umgebung, ganz wie bei der Elektrolyse, wo sich an den in die Geschwulst eingeflochenen Polen am positiven die negativen Stoffe — und umgekehrt — sammeln. Aus dieser Beobachtung bei der Elektrolyse ist die am Molekül hergeleitete. Beide Beobachtungen, die der Leukozyten- und Chlorophyllwanderungen und die der Zonenströmungen, die mit der bloß mechanistischen Auffassung nicht zu erklären waren und die einander allein auch nicht genügend stützen konnten, empfingen aber ihre richtige Beleuchtung durch den Heliotropismus.

Die neuerdings in den größeren Städten und Badeorten Deutschlands in Aufnahme gekommene Lichttherapie, die gelungene Versuche der Heilwirkung des Lichtes am menschlichen Körper in Fälle aufzuweisen hat, brachte neues Material für das Verständnis der Wirkung des Lichtes auf das Protoplasma.

Nicht nur die bakterizide Wirkung des Lichtes bei Wunden und Hautschäden, auch die wundheilende Wirkung mit schneller Narbenbildung, die Zerschmelzung und Aufsaugung von alten Narbenschwielen und Narbensträngen, die Sistierung von Milzschwellungen bei Malaria und von tuberkulösen Eiterungsprozessen gab zu denken. Nierenkrankheiten und Diabetes besserten sich auffällig unter dem den Stoffwechsel erhöhenden Verfahren, bei dem in einer Viertelstunde ein Kilogramm Schweiß ausgeschieden, aber bei dem dadurch erhöhten Appetit und Durst noch mehr Stoff in den Körper aufgenommen wird, so daß

*) S. Dr. Hansemanns Studien über Altruismus der Zellen. 1893.

man es bei passend ausgewählter Ernährung ganz in der Hand hat, den neu-belebten Stoffwechsel in andere Bahnen zu leiten, Fett- oder Muskel-Substanz-Ansatz je nach Bedarf zu fördern.*)

Aber es handelt sich nicht allein um den Blutzufluß zur Haut nach den durch das Licht und die Wärme gereizten Stellen oder um die Schweißproduktion und etwa um bloße Analogien einer Senfplasterreizung. Auch ohne die Schweißwirkung, auch bei Abhaltung der Hitze, auch bei Abperrung des Blutzuflusses (wie sie Finsen durch Kompression der beleuchteten Stellen erzeugt) erzielt das Licht die Pigmentierung, das Zeichen erhöhten Stoffwechsels, unter Abstoßung verbrauchter Blutelemente, die in Form von gelb- oder braun- oder schwarz-färbenden Blutflacken als Schutzdecke gegen Licht- und Sonneneinfluß unter der Haut niedergeschlagen werden. Das ist ein Resultat, das durch keine andere Wärme- oder Hautreiz-Procedure, weder durch Sinapismen noch durch gewöhnliche Schwitzbäder hervorgerufen wird.

Es handelt sich um tiefer gehende Wirkungen als bloße Hautreize: es ist die Wirkung des Lichtes auf erhöhte Leukocyten- und Erythrocyten-Bewegung, auf erhöhten Stoffwechsel im Protoplasma, auf erhöhte Ionenströmungen in den vom Licht affizierten, nach der Beleuchtungsstelle sich drängenden Protoplasmafortsätzen; der Hautreiz ist nur der erste Akt, der uns auf der Oberfläche bis jetzt imponierte. Daran schließt sich als zweiter die erhöhte Ionenwanderung, die belebtere Molekularveränderung, die sich durch die vom Licht getroffenen labilen Protoplasmaelemente den im Innern des Organismus feststehenden, stabilen Protoplasmaelementen mittheilt und die — Das ist der dritte Akt — Neurone, die Relaisstationen und Telegraphenstangen des Nervennetzes, am sympathischen Nerv und an den trophischen Ganglien, den Nerven-Ernährungszentren, in Mitleiden-schaft zieht.

Daß die bloße Lichtwirkung auch ohne Wärme- und Schweißwirkung den nervus vagus affiziert, ergibt sich aus den Schling-, Schluck- und Würgenbewegungen, die der bloße Anblick von starken Glühlichtapparaten bei schwächlichen Personen hervorrufen. Dagegen wirkt das blaue Bogenlicht beruhigend bei den größten Vagusstörungen. Flatternde Herzpulse, Arrhythmien schlimmster Art und Asthmaparoxysmen beruhigen sich unter seinem Einfluß. Die meisten hellen — gelben, grünen, rothen — Strahlen des Spektrums beeinflussen die Herzaktion, die Nervencentren und die beleuchteten Hautpartien anders als die dunklen — blauen,

*) In sechs- oder achteckigen, 1½ Meter hohen, mit Spiegelscheiben-Fhären und -Wänden ausgekleideten Lichtkränken sitzt der Patient auf einem Drehstuhl, so daß der Kopf oben frei aus dem Kasten hervortragt. Innen beleuchten ihn entweder achtunddierzig Glühlichtlampen oder vier Bogenlichtlampen oder Beides zusammen. Durch Oeffnungen im Schrank, die mit blauen Gläsern bedeckt sind, dringt der Schein eines außerhalb in einiger Entfernung stehenden Bogenlichtscheinwerfers. Der Patient oder Gesunde, der diese Bäder zur Erfrischung gebraucht, ist in seiner Athmung und seiner Thätigkeit in keiner Weise behindert, wie Das bei den Dampfbädern der Fall ist, wo der Patient die auskünstende Luft Anderer einathmet oder wo das Kondenswasser auf seinen Poren lagert.

violetten — und die unsichtbaren, ultravioletten Strahlen. Finjen hat durch seine Experimente an den wie tot im Glaskübelchen daliegenden Salamanderlarven diese Unterschiede nachgewiesen.

Die ersten Bewegungen des thierischen Protoplasmas wurden stufenweise stärker und schneller oder schwächer und langsamer, je nach den angewandten Lichtstrahlen, wobei die Wärmestrahlen ein viel geringeres Bewegungsvermögen lieferten als die chemotaktischen, blauen und violetten Strahlen.

Diese Erfahrungen haben die Aufmerksamkeit auf den Heliotropismus der Pflanze gelenkt, die durch die Strahlen des Lichtes gezwungen wird, sich mit ihrem Blütenkelch und ihren Blättern der Sonne, der Lichtquelle, zuzuwenden. Vom kleinsten Grase bis zum mehrere Pfund schweren Sonnenblumenkelch, ja bis zu noch massigeren Pflanzengebilden hinauf, wird der selbe Zug nach dem Lichte beobachtet. Der Pflanzenphysiologe Werner von Merilaun wies nach, daß die blauen, violetten und ultravioletten Lichtstrahlen auf den vegetabilischen Zellenorganismus einen oxydierenden, die gelben und rothen Strahlen dagegen einen reduzierenden Einfluß ausüben: also ganz analog dem Gesetz der analytischen Chemie, daß die Anode oxydierend, die Kathode reduzierend wirkt, woraus die Lehre von den Anionen und Kationen sich entwickelte.

Dr. Scherl betonte, daran anknüpfend, die wichtige Rolle, die bei diesen Oxydation- und Reduktion-Prozessen das im Chlorophyll enthaltene Eisen spiele. Daß die Rolle des Eisens im Blutkörperchen eine ähnliche ist und daß sich Das bei Gelegenheit der Färbung der Guajaktinktur und des Terpentinöles am Licht durch die himmelblaue Farbe, die die Guajaktinktur annahm, aufs Klarste zeigen ließ, bestätigte den Einfluß des Lichtes bei diesen Prozessen, wo es sich immer um das durch Lichtzutritt aktivierte Ozon handelte.

Scherl zieht aus diesen Reaktionserscheinungen, wie sie im Reagensglase vor unseren Augen sich abspielen, den Schluß, daß die Sauerstoffübertragung im zirkulirenden Blutstrom auf gleiche Faktoren zurückzuführen ist wie im Pflanzenorganismus.

„Resumiren wir“, sagt er, „die Aufgaben des Chlorophylles, so ist nicht mehr zu bestreiten, daß durch dessen Eisengehalt unter Verwerthung der gelben und rothen Lichtstrahlen (Dies bezieht sich auf Experimente an den mit Staniolstreifen beklebten und dem Licht ausgesetzten Blättern der Tabakspflanze und Ähnliches) die der Atmosphäre entnommene CO_2 in C und O_2 gespalten wird. Diese Reduktion führt zur Assimilation und Retention des Kohlenstoffes, der zum Aufbau eines wertvollen Nährmaterials der Pflanze, nämlich der Synthese der Kohlehydrate, benutzt wird.“ Scherl schließt seinen Aufsatz mit einem Hinweis auf die Bedeutung des Lichtes für die noch immer geheimnißvollen Veränderungen im Protoplasmamolekül, die schließlich auf Zonenspaltungen und Zonenströmungen zurückzuführen seien, und sagt, indem er die Lichttherapie den Ärzten zur näheren Erprobung ans Herz legt:

„Die Zukunft wird uns zeigen, inwieweit die Wirkungsweise des elektrischen Lichtes auf den menschlichen Zellenorganismus der anerkannten Wirkung des Sonnenlichtes an die Seite gestellt werden kann. Immerhin ist es die Aufgabe des Arztes, die Lichttherapie näher zu prüfen, denn gerade das neue Verfahren (die Anwendung nicht nur auf äußere, sondern auch auf innere Stoff-

wechselfrankheiten, wie Diabetes, Nephritis, Gicht, Fettsucht) berechtigt uns, tiefer einzubringen und den Schleier zu lüften.“

Die durch das Licht im Protoplasma-Molekül verursachten Bewegungen sind demnach die selben, die die Pflanze dem Licht sich zuwenden lassen, die selben, die auf der beleuchteten Seite der Erdkugel das Protoplasma anders auszuscheiden und aufzunehmen nütigen als auf der unbeluchteten.

Bekannt ist, daß Licht und Dunkelheit verschieden auf Einnahme und Ausgabe von Sauerstoff und Kohlensäure bei Thieren und Pflanzen wirken. Thiere, die im Hellen und Dunkeln untersucht wurden, zeigten bezüglich der Sauerstoffaufnahme ein Verhältnis von 116 : 100, bezüglich der Kohlensäureabgabe von 114 : 100. Umgekehrt verhält es sich bei den Pflanzen. Schon die moleköttischen Beobachtungen an Froschen, die bei gleichen oder wenig verschiedenen Wärmegraden im Licht für gleiche Einheiten des Körpergewichtes und der Zeit $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{4}$ mehr CO_2 als im Dunkeln ausschieden, wo also die CO_2 -Mengeausscheidung mit der Intensität des Lichtes stieg, legten die Frage nahe, ob nicht beim thierischen Organismus ähnliche Vorgänge wie der des Heliotropismus der Pflanzen, also eine Einwirkung auf die Bewegung des Protoplasmas nach dem Lichte zu, von Wirkung sei.

Den Zoologen und Embryologen ist aus den vergleichenden Forschungen bei Thier und Mensch der erste Ursprung des Auges aus einem Pigmentfleck bekannt, der wie alle übrige Pigmentierung mit Lichtwirkung in Verbindung gebracht werden muß. Der den Röhrenwürmern ähnliche Fisch, das niederste Wirbelthier, der $1\frac{1}{2}$ Zoll lange, kopflose und herzlose Lanzettfisch *Amphioxus lanceolatus*, der, in den Sand des Meeresgrundes eingewühlt, ein fast lichtloses Dasein führt, hat ähnlich wie die Thiere, die des Lichtes, wenigstens des Augenlichtes, nicht zu bedürfen scheinen, als Andeutung der in späterer Entwicklung auf höheren Bervollkommnungstufen eintretenden Augenbildung einen unpaaren Pigmentfleck vorn über der Mundöffnung. Auch der menschliche Embryo, der, wie alle Embryonen, in seinen ersten Entwicklungsstadien auf alle vor ihm dagewesenen primitiven Entwicklungen deutet, hat ein Stadium durchzumachen, wo der Pigmentfleck der erste Anfangspunkt des Sehorganes ist, das sich später durch Vorstülpung und Zurückstülpung zum Augenbecher und zum Augapfel entwickelt. Wo gar kein Lichtstrahl hindringt, fehlt auch das Sehorgan. Wo es entsteht, ist der Pigmentierungsprozeß das Erste, also der selbe wichtige Vorgang, den wir beim Baden und Schwimmen, beim Aufenthalt in der Sonne als „Hautverbrennen“, als „Sonnenbräunung“ zu bezeichnen pflegen. Bei den Wirbelthieren, deren niederstes der Lanzettfisch ist, beginnt mit einem Pigmentfleck, mit der Herborzauberung der ersten Augenbildung durch das Licht, jener Prozeß, der es uns möglich macht, mit unserem Auge das Weltall bis zu den Herakliden zu durchdringen, und der die vom Romadenthum zum Ackerbau übergehenden ersten Kulturmenschen befähigte, von den Himmelslichtern, von den Zodiakalzeichen, für Eintheilung ihres Jahres nach den ländlichen Verrichtungen die ersten Offenbarungen zu empfangen.

Daß die dem Lichteinfluß auf das Chlorophyll ähnliche Wirkung des Lichtes auf den Blutfarbstoff auch unter den Erscheinungen des durch das Licht beschleunigten und erhöhten Stoffwechsels, der Pigmentbildung, also der Abstoßung verbrauchten Blutmaterials und der Blutneubildung — mit einem Wort: des thierischen Heliotropismus — zu subsumiren sein dürfte, lehrt die Beschleunigung

des Stoffwechsels, des Blutumsatzes, der Pigmentbildung und Blutneubildung in den neuerdings in Anwendung gekommenen ärztlichen Lichtbädern, wo Versuche mit dem Blutmesser (Haemoglobinometer) in Fällen von Malaria-Siechthum die Beweise brachten, wie mit der Pigmentirung stets der Blutneubildungsprozeß sich verbindet.

Befähigt werden jene Beobachtungen aus dem Thier- und Pflanzenreich durch die organische Chemie, die nachweist, daß, wo das Licht fehlt, die Assimilation im Protoplasma-Molekül unterbleibt.

„Schon längst“, schreibt Dr. Fritz Hofmann in der „Pharmazeutischen Zeitung“ vom sechsundzwanzigsten Mai 1897, „hat man im Lichte die Kraft erkannt, die erst der Plasmaenergie die rechte Weihe verleiht. Seine Energieschwingungen theilen sich den einzelnen Plasmamolekülen mit, sie regen erst die Thatkraft dieses mit Schöpferkraft begabten Prinzipes der Zelle an. Fehlt dieser Anstoß von außen, so tritt eine Plasmaentspannung ein. Es vermag weder bei Nacht noch bei Ausschluß des Lichtes am Tage die Assimilationarbeit zu leisten. Wie das indifferente Wasser erst durch Zufuhr von Wärme zu dem machtvollen Agens wird, das unsere riesigsten Maschinen treibt und uns im Fluge durch die Lände trägt, so wird im formlosen Eiweißklumpen des Protoplasmas erst durch zuströmende Lichtenergie die vis vitalis rege, die dann Synthesen realisiert, auf die selbst der glänzendste chemische Experimentator nur mit unverhohlener Bewunderung blicken kann. Solch eine Arbeitsleistung ist nun vor Allem die synthetische Bildung des Eiweißes selbst, die nur in der Pflanze stattfindet.“

Hofmann weist dann an einer Reihe von Fällen diese Einwirkung hochkonstituierter Körper auf einander im Sonnenlichte nach und schließt, nach einem Ueberblick über die Befreiung der organischen Chemie aus alten, überlebten Anschauungen und über die Fortschritte der Chemie durch den Prometheusfunken des Lichtes, mit der Hoffnung, daß bald auch der physiologischen Chemie der Forscher erstehen werde, der die Wunderstrahlen findet, die den Einblick in die Geheimnisse der lebenden Zelle ermöglichen.

Hier begegnet Hofmann und Scherk einander. Die Zonenspaltung erklärt die Bewegungsvorgänge im Protoplasma, die Athmung des Protoplasmas unter dem Einfluß des Lichtes erklärt die Leukozytenwanderung, erklärt die Resorption von Ergüssen, erklärt Alles bis auf das Teleologische, das Zweckmäßige am Heliotropismus, der uns ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, so lange wir uns darauf setzen, Alles mechanisch aufzufassen, der uns aber verständlich wird, wenn wir im Lichtbesetzten All einen lebendigen großen Organismus erblicken, wenn wir also von der mechanischen zur organischen Auffassung übergehen.

Rassowicz gebührt das Verdienst, in dieser Hinsicht bahnbrechend vorgegangen zu sein. Die durch die Reize am Lebenden hervorgerufenen Stoffersetzungen finden nach seiner Meinung nicht in den Säften statt, sondern die Reize bewirken einen Zerfall, eine Umwandlung der organisirten Theile der reizbaren Substanz. Er legt dar, daß die bisherigen dynamo-elektrischen und die Vibrationserklärungsversuche für die Lebensreize ganz unzulänglich sind, und ist in der Lage, sich dafür auf Autoritäten wie Voit, Ludwig, Hoppe-Seyler, Hermann und Herzer zu berufen.

Durch die organische Auffassung der Zonenspaltung und der Lichtwirkung

auf Athmung des Protoplasmas öffnet sich ein neues, unendlich weites Feld der Forschung, wenn an die Stelle der Mikroskopie die Bioskopie tritt, — an die Stelle der Beschäftigung mit dem toten die mit dem Lebenden, vom Licht beeinflussten Gewebe. Hier seien nur die Untersuchungen an durchsichtig gemachten lebenden Geweben angeführt: die von Cohnheim begonnenen am Frostdmeseuterium, an der Frostdschwimmhaut, weiterhin ausgedehnt auf das Kaninchenohr, das Pflanzenblatt der lebenden Pflanze und auf eine Reihe lebender niederer Organismen, unter Einwirkung und unter Ausschluß der verschiedenen Lichtstrahlen. Das Frostdherz, das nach Humboldts Entdeckung bekanntlich, aus dem Körper des Thieres entfernt, noch vierundzwanzig Stunden schlägt, müßte untersucht werden, um festzustellen, ob an dieser Aufrechterhaltung der Lebensvorgänge des Nervenprotoplasmas in den Herzganglien das Licht theilhaftig ist oder ob dabei etwa andere Faktoren. Das in alkalischen Lösungen lebende Glimmerepithel bedürfte der Untersuchung, ob die Glimmerbewegungen durch Ausschluß von Licht beeinträchtigt werden oder nicht. Und so giebt es eine Fülle von anderen neuen Arbeiten, die beim Betreten des neuen Forschungsgebietes zu bewältigen wären.

Betreten wir erst einmal die neuen Pfade der Bioskopie und erproben die Reaktion des Protoplasmas auf die verschiedenen Lichtstrahlen, so erschließt sich ein noch weiteres Gebiet. Denn das Selbe, was von Hofmann und von Merilaun, von Scherl und Anderen am Protoplasma im Einzelnen nachgewiesen worden ist, gilt auch vom Weltganzen. Auf allen organisch belebten, um ihre Axt rotirenden Weltkörpern, die sich um eine Lichtquelle drehen, athmet das Protoplasma unter dem Einfluß des Lichtes anders als im Dunkeln und das des Thieres anders als das der Pflanze. Die Athmung und Lebens- und Bewegungsfähigkeit, der Stoffumsatz des Protoplasmas, des thierischen und pflanzlichen, ist reger im Licht, im Schatten herabgesetzt. Die Molekularbewegung, die Zellenbewegungen und Zellenwanderungen in allen aus Zellen zusammengesetzten Organismen, empfangen ihre Anregung von der Centrakraft im All, dem Licht. Die Unterschiede zwischen Beleuchtung und Beschattung, die im einzelnen Protoplasma-Molekül die Strömungen vom kohlenstoffhaltigen Kern nach der wasserstoffhaltigen Hülle zu, die Zonenpaltungen, beeinflussen, bewirken auch auf der beleuchteten Seite des Planeten eine andere Protoplasma-Thätigkeit als auf der beschatteten und Dem gemäß auch andere Ausgleichbestrebungen am Aequator als an den Polen. Der Instinkt, der den Thier-, Pflanzen- und Völkerwanderungen zu Grunde liegt und sich auf die selben Austausch- und Ausgleichbestrebungen zurückführen läßt, die beim Wechsel zwischen Kalt und Warm, Hell und Dunkel den Passatwinden zu Grunde liegen, er ist Eins mit dem pflanzlichen und thierischen Heliotropismus und hilft das Gesetz der Artenbildung durch Zonenwechsel erklären. Und mit jenem tropenhygienischen Gesetz gewinnt auch das Gesetz der Zonenpaltung und der Zonenwanderung allgemeine kosmische Bedeutung. Deszendenztheorie, Entwicklungsgesetz und newtonische Gravitationlehre sind fortan nicht mehr gesonderte Fächer, sondern sind eingereicht in das Einheitsgesetz des Weltganzen, des Alls, dessen Centrakraft das Licht ist.

Dr. Ernst Below.



Anleiheforgen.

Die Bankbilanzen lassen trotz unverminderten Dividenden die wünschenswerthe Flüssigkeit vermissen; und gerade in dem Monat, der sonst den leichtesten Geldhand zeigte und zu schrankenlosen Emissionen reizte, im Februarmonat, laßt neue, schwere Geldsorge auf der Stimmung der Börsen. Das Deutsche Reich und Preußen müssen thatenlos mitansehen, wie ihre so sicher „konsolidirten“ Anleihen immer tiefer, bis auf einen kaum mehr respektablen Stand, hinabsinken und alle sonst noch dem Anlagebedürfniß dienenden unschuldigen Rentenpapiere mit sich in den Strudel reißen. Das sollte einen nüchtern denkenden Reichsschatzsekretär doch ein Wenig aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln. Aber nein: dem Reich werden neue, schwere Ausgaben zugemuthet, zumal für die Deckung der Flottenunkosten; und da spät zwar die Börse sich dieser Gefahr einmal bewußt geworden ist, wird sie ob ihrer eigenen Marinebegeisterung etwas nachdenklich. Nicht darin besteht die Kunst der Künste, sich neue Kredite vom Reichstag bewilligen zu lassen, sondern darin, sie ohne Ueberspannung der wirtschaftlichen Kräfte zu benutzen. Das Reich ist heute nicht besser dran als die meisten Privatbetriebe: die letzten günstigen Wirtschaftsjahre haben alle Betriebsmittel in Anspruch genommen und es ist kein Fonds vorhanden, aus dem sich Aufwendungen von Hunderten von Millionen decken ließen. Im Hintergrund soll schon der phantastische Gedanke keimen, den verfügbaren Theil des Reichsinvalidenfonds zur Deckung allgemeiner Reichsbedürfnisse zu verwenden; der Reichstag müßte aber aller seiner Pflichten ungedenkend sein, wenn er einem solchen Aus Hilfsmittel je zustimmen sollte. Die Reichsverwaltung muß sich daher nach guten Menschen umthun, die ihr Darlehen gewähren. Die Gefahr einer neuen Reichsanleihe ist zwar blüdig abgeleugnet worden, — in der bekannten Art offizieller Abwiegungen; aber das Mißtrauen und die Besorgniß ist nun einmal an den Börsen vorhanden und wird unausrottbar sein. Und mir scheint: mit Recht. Selbst die früher vorhandene Möglichkeit, im Bedarfsfall das Reich von den Einzelstaaten in weiterem Maße alimentiren zu lassen, ist heute ausgeschlossen; im Gegentheil: die Bundesstaaten beanspruchen eine erhebliche Vermehrung der Ueberweisungen aus den Reichseinnahmen. Im Schoß des Bundesrathes soll es schon zu ziemlich ungenirter Vertretung der Forderung gekommen sein, die einige süddeutsche Minister auch innerhalb ihrer Landtage deutlich zum Ausdruck gebracht haben. Einweilen scheint der weitere Sturz unserer Reichsanleihen und sonstigen Staatspapiere unabwendbar. Der preussische Finanzminister ist ein überaus vorsichtiger Herr und verfügt über einen umfassenden Betriebsfonds, der durch die Rückstellungen aus Eisenbahneinnahmen regelmäßig gefüllt wird; aber er hat doch keine Lust, seine Sparbüchse zu zer schlagen, und muß deshalb ebenfalls an den Weg, neue Anleihen aufzunehmen, denken, um die gesteigerten Bedürfnisse für Voll- und Kleinbahnbauten, Hebung der Wasserwirtschaft und einige andere, weniger anspruchsvolle Zwecke zu befriedigen. Noch erinnern Börse und Banken sich der im vorigen Frühjahr unter Schwierigkeiten an den Markt gebrachten zweihundert Millionen Mark deutscher und preussischer Anleihen; seitdem haben sich die Abgaben dieser Papiere und ihr Umtausch gegen Industriewerthe aber unablässig verstärkt und es würde daher eines besonderen Lockmittels bedürfen, um die Kapitalisten, nachdem sie sich einmal die Finger verbrannt haben, wiederum nach einem Reichs- oder Staatspapier greifen

zu lassen. Trotzdem ist für eine neue Anleihe abermals der dreiprozentige Typus in Aussicht genommen. Natürlich würde bei der Ausgabe solcher Werthe, die nun einmal nicht in Einklang mit dem allgemeinen Geldstand ist, ein außergewöhnlich niedriger Preis angefeht werden müssen. Dann würden sich die Besitzer der alten Anleihen zu ungestümen Verkäufen ihrer Bestände veranlaßt sehen und deren Kurs würde noch weiter herabgedrückt werden; hat doch allein schon die Befürchtung dieser Gefahr eine sehr üble Wirkung gehabt. Ist es aber überhaupt eines großen Reiches würdig, seine finanzielle Stellung durch die Wahl eines ungewöhnlich niedrigen Zinssatzes und eines dadurch bedingten billigen Preises selbst herunterzusetzen? Bedeutet Das nicht auch in gewissem Sinne eine Täuschung der Abnehmer über den Werth ihrer Anlagen? Daß für die Verzinsung nur ein mäßiger Aufwand nothwendig wird, kann weder vom Standpunkt des Reiches noch vom Standpunkt des Kapitalisten aus als genügende Kompensation gelten. Will man nicht allmählich unter die nothleidenden Staaten gelangen, so muß man endlich aufhören, Papiere unter Pari auszugeben. Gerade wenn das Deutsche Reich besondere Kräfteanstrengungen macht, um seine Stellung nach außen hin zu verstärken, darf es sich nicht dem Schein aussetzen, als könnte es für seine Bedürfnisse nicht mehr als vier Prozent aufwenden. Deutschland hat seine Schuldenlast von Jahr zu Jahr vergrößert; es wird allerhöchste Zeit, daß es ein besseres Augenmerk für die Interessen der Geldgeber zeigt, die leistungsfähig zu erhalten mit zu seinen Aufgaben zählt. Dabei thut es wenig, daß sich die heimische Bankwelt ängstlich hütet, Gold ins Ausland zu leiten; übrigens haben deutsche Wechsel neuerdings durch diese Zurückhaltung im internationalen Verkehr schon Schwierigkeiten gehabt. Allgemein lähmt die Nachlosigkeit darüber, wie die von allen Seiten stürmisch geforderten Mittel aufgebracht werden sollen, die Thatkraft der Börsen. Wenn es sich nur um ein einzelnes Land handelte, das härtere Ansprüche an den Geldmarkt stellte, so würde durch Unterstützung der anderen Länder das Gleichgewicht ja leicht wieder herzustellen sein. Jetzt pochen aber die meisten Großstaaten zu gleicher Zeit an die Thüren der Geldverleiher. Oesterreich-Ungarn zeigt vollständige Ebbe in seinen Kassenbeständen, Frankreich zehrt seine verfügbaren Mittel bei der Verstärkung seiner Flotte auf und England braucht Unsummen zur Deckung der Kriegsbedürfnisse. Sogar die englischen Konsols, das Standard-Papier der Welt, haben bei allgemeiner Versteifung der Geldläge im Kurs nachgegeben. Noch weiß man nicht, in welcher Höhe England abermals Staatsschuldcheine auszugeben gezwungen sein wird; je länger der Transoanalwitz dauert, desto ungeheuerlicher thürmen sich aber die Kosten auf. Regierung und Parlament haben beschlossen, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen, der ursprünglich angemessene Betrag von zehn Millionen Pfund Sterling hat sich längst als unzureichend erwiesen und jetzt sind zwei Millionen Pfund Sterling im Monat nöthig. So reich England heute ist: es wird schließlich auch fremde Märcite in Anspruch nehmen und dadurch zur Steigerung der Geldschwierigkeiten in den kontinentalen Ländern noch besonders beitragen. Schon jetzt rechnen die englischen Banken mit einer weiteren Versteifung des Geldstandes und lassen den Privatdiskont nicht sinken. So wird der gesammte internationale Geldverkehr in eine Nothleidenschaft gezogen, die über die Folgen mangelnder Zufuhr von Gold aus Transoanal weit hinausgeht. Was daraus werden soll, wenn der Kriegszustand noch Monate lang anhält, ist kaum zu übersehen. Einstweilen hat die Reichsbank die erwartete Ermäßigung des Diskontsatzes vom $5\frac{1}{2}$ Prozent unterlassen, da Gold aus

Deutschland für russische Rechnung abließ. Trotz der durch diesen hohen Diskontsatz hinreichend gekennzeichneten Lage überboten sich die industriellen, besonders die Unternehmungen im Gebiet des Verkehrswezens, in der Ausgabe neuer Anleihen, da sie für Aktien kaum mehr auf Liebhaber rechnen können. Gewöhnlich ist der Zeichnungspreis für eine vier- oder eine vierundeinhalbprozentige Obligationensschuld 100,50 bis 101,50; die Tilgung und Auslosungsbedingungen werden liberal gestellt werden. Soll nun auch dem Deutschen Reich nicht zugemuthet werden, seine Anleihen genau eben so zu offeriren, so dürfen die Grundlagen doch auch nicht zu sehr davon abweichen. Die Sicherheit ist in beiden Fällen ziemlich die selbe: auch die Rückzahlung dieser Industrieanleihen wäre nur gefährdet, wenn eine wirtschaftliche Katastrophe einträte, die die solidesten Unternehmungen zermalmt, — und denkt man an einen solchen Fall, so kann man sich auch den Staat nicht als unberührt davon vorstellen; und vor Konvertirungen ist der Staatsgläubiger eben so wenig geschützt wie der Gläubiger eines privaten Unternehmens. Das Publikum sollte Obligationen beanstanden, deren Sicherheit nicht durch ein verbindlich festgestelltes Verhältniß ihres Höchstbetrages zum Aktienkapital und Reservefonds unterstützt wird. Besonders bei den Finanzirungsgesellschaften für elektrischen und Straßen-Bahnbetrieb wäre solche Vorsicht gut angebracht, denn die Konzessionen und Theiligungen in ihrem Besitz sind keineswegs stabile Werthe; es ist doch nicht einmal selten, daß Konzessionen vollständig unbenuzt bleiben, wenn anderswo gemachte ungünstige Erfahrungen, Konkurrenzverhältnisse oder unvorhergesehene Vertheuerungen in Betracht kommen. Wie schnell junge Unternehmungen auch in einer aufblühenden Industrie zu Schaden kommen können, lehrt das Beispiel der „Bank für elektrische Industrie“, die in ganz kurzer Zeit ein Drittel ihrer Aktien verlor. Eine königliche Elektrizitätsgesellschaft unterzieht sich jetzt der wenig beneidenswerthen Aufgabe, der Bank, die so rasch abgewirtschaftet hat, dadurch zu helfen, daß sie selbst sie in sich aufnimmt und ihre Aktien und Passiva gegen sechs Millionen Mark in eigenen Aktien erwirbt. Zu diesem Zweck werden sechs Millionen Mark neu ausgegeben: die Käufer mögen sich bewußt bleiben, wie es um die Unterlage dieser Werthe steht. Es ist eine Folgeerscheinung der Geldverhältnisse, daß gerade in einer Periode angespanntester wirtschaftlicher Thätigkeit Fusionirungsbestrebungen überhaupt immer stärker hervortreten, obgleich doch wenig Reizung bestehen kann, reichliche Gewinne mit Konkurrenten zu theilen. Die großen Kohlen- und Eisenwerke liebäugeln auffällig mit einander, die Börse hat aufgehört, aber den böhmischen Strife zu frohlocken, seit auch die deutschen Kohlenbergwerke darunter leiden, und so bleibt für den Augenblick nichts als das Zukunftsbild vereinigter Montanunternehmungen — besonders solcher, die der Spekulation stark dienen —, um die ängstliche Realisirung der eingegangenen Haussengagements zu verhindern. Die Sorge um Befriedigung des Geldbedarfes ist zur Zuktruthe unserer Kapitalisten geworden. Unter diesen Umständen schweigt der sonst im Februar hörbare Ruf nach ausländischen Anleihen; wohl strecken die Reichthümer hier und da einen Fühler aus, aber noch ist die Zeit zur Verwirklichung ihrer mit fremden Staaten getroffenen Verabredungen nicht gekommen. Wir wären froh, wenn wir die für „größliche“ Zwecke erforderlichen Mittel erst glücklich in den Hafen der Reichskasse bugiert hätten. Aber tragirt heute das Offizielle Deutschland nicht die selbe Rolle, die Carlyle einst mit bitterem Spott auf sein Vaterland die Rolle des Herkules-Harlequin nannte? Lynkeus.

Notizbuch.

Für Begrüßung des gesund aus Ostasien heimgekehrten Prinzen Heinrich von Preußen gab es im berliner Schloß eine Galatafel. In den Zeitungen ist die Liste der dabei aufgetragenen Speisen veröffentlicht worden und wir haben vernommen, daß die Allerhöchsten Herrschaften Indische Putensuppe, Seezungen auf Seemannsart, Gefüllte Hühnerbrüste mit Trüffeln, Straßburger Croutepastete, Nehrücken, Grüne Spargelspißen, Haselnußbombe, Chesterstangen und etliche andere schwachhafte Dinge gegessen haben. Das genau zu wissen, mag manchem Philister werthvoll sein. Vielleicht aber wäre der den Vertretern einer, sobald sie gedruckt ist, öffentlichen Meinung verfügbare Raum nützlicher mit eben so freimüthigen wie ehrerbietigen Erörterungen der bei diesem Anlaß inter pocula gehaltenen Reden gefüllt worden. Der Kaiser sagte:

„Eure Königliche Hoheit! Mein theurer Bruder! Ich heiße Dich von Herzen in unserem Vaterlande und in unserer Hauptstadt willkommen! Vor zwei Jahren sandte ich Dich hinaus, um Deine Aufgabe im fernen Osten zu lösen, und konnte es nur Gott anheimstellen, daß er Dir seinen Schutz und dem Werk das Gelingen gäbe. Der frubige und begeisterte Empfang aller Schichten meiner Residenzstadt giebt Dir Zeugniß davon, mit welch liebevollem Interesse unser ganzes Volk Dich in der Erfüllung Deiner nunmehr gelösten Aufgabe begleitet hat. Der Empfang hat aber noch eine tiefere Bedeutung. Er ist ein unzweideutiger Fingerzeig dafür, wie groß das Verständniß für die Stärkung unserer Seegeltung in der Bevölkerung geworden ist. Das deutsche Volk ist mit seinen Fürsten und seinem Kaiser darüber willenseinig, daß es in seiner mächtigen Entwicklung einen neuen Meilenstein setzen will in der Schaffung einer großen, den Bedürfnissen entsprechenden Flotte. Wie Kaiser Wilhelm der Große uns die Waffe schuf, mit deren Hilfe wir wieder schwarz-weiß-roth geworden sind, so schießt das deutsche Volk sich an, die Wehr sich zu schmieden, durch die es, so Gott will, in alle Ewigkeit schwarz-weiß-roth bleiben kann, im In- und im Auslande. Bei Deiner Heimkehr findest Du ein blühend Knäblein in den Armen Deiner Gattin. Mögest Du als Vathe für den neuen Zuwachs unserer jungen Flotte denselben sich unter Gottes Schutz in voller Stärke entwickeln sehen. Hurra!“

Und Dr. Ing. h. c. Prinz Heinrich antwortete:

„Eure Majestät wollen mir allergnädigst gestatten, meinen unterthänigsten, tiefgefühltesten und herzlichsten Dank für die gnädigen Worte auszusprechen, sowie für den Empfang, den Eure Majestät heute für mich zu befehlen geruht haben. Der größte Sporn meiner bisherigen Thätigkeit war der, daß ich wußte, Eure Majestät standen hinter mir, wie hinter Eurer Majestät Flotte. Dieser Gedanke befähigte mich sowohl wie die Offiziercorps im Auslande zu immer neuen, erfrischenden, ermutigenden Thaten. Auch möchte ich nicht verfehlen, am heutigen Tage, da ich das erste Mal wieder in Gegenwart Eurer Majestät sein darf, auszusprechen, wie patriotische und treue Unterthanen jene Deutschen sind, die ich in Ostasien verlassen habe, um nach meiner Heimath zurückzukehren. Eurer

Majestät danke ich ferner für das unentwegte Vertrauen, welches mir während der beiden vergangenen Jahre bezeugt worden ist, und ich versichere, daß, wo es auch sein möge, jedweder Dienst für Eure Majestät und für das Vaterland mich auch in Zukunft auf dem Posten finden wird. Oft erklang im fernen Osten der Ruf, der die Deutschen draußen und uns Kameraden in Ostasien befeelte bei gemeinsamem Zusammensein, bei festlichen Anlässen. Dieser Ruf mag auch heute laut erschallen! Mit Genehmigung Eurer Majestät fordere ich die Herren auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, Hurra, Hurra, Hurra!"

Zunächst muß die Tonart dieser Reden überraschen. Es giebt heute in Europa — und zu diesem Welttheil kann man in diesem Fall sogar Rußland zählen — keinen Hof, an dem unter Brüdern eine solche Redeweise üblich wäre. Das darf man konstatiren, aber nicht kritisiren; denn es ist ungewisshast des Kaisers gutes Recht, die höfische Sitte ganz nach seinem Gefallen zu regeln. Auch darüber ist nicht zu rechten, was „der größte Sporn“ eines im Dienst des Reiches stehenden preussischen Prinzen sein kann, soll oder muß. Das ist eine Frage der individuellen Auffassung. Politisch wichtig aber wäre es, zu erfahren, welche „immerneuen, erfrischenden, ermunternden Thaten“ Prinz Heinrich von Preußen in Ostasien vollbracht hat. Bisher ist davon nicht das Geringste bekannt geworden und man mußte glauben, der preussische Prinz habe sich nur in der Welt umgesehen, an fremden Küsten einen Schein deutschen Nachtglanzes gezeigt, dynastische Aufträge ausgeführt und durch allerlei Sportspiele seinen Körper gekräftigt. Diese Ansicht muß offenbar unrichtig gewesen sein; denn auch der Kaiser sprach mit starkem Ton von einer „Aufgabe,“ die sein Bruder „gelöst“ habe. Es kann sich also nur um politische oder militärische Leistungen handeln, von denen einzuweilen außerhalb der Hofsphäre Niemand Etwas weiß, deren Bekanntmachung aber höchst wünschenswerth wäre. Noch wichtiger, freilich auch viel betrübender ist es, wieder einmal festzustellen, wie ungenügend, ja, wie geradezu falsch der Kaiser von seinen Ministern und anderen Gehilfen informirt wird. Weil — auf dessen Anordnung, ist leider nicht mitgetheilt worden — am Tage der Ankunft des Prinzen den Kindern der Schulunterricht erlassen und ihnen empfohlen wurde, sich den „Einzug“ anzusehen, weil die Ansammlung von Schulkindern und das Massenaufgebot von Schulleuten andere Neugierige zum Verweilen lockte und weil so, wie übrigens bei jedem vorher angekündeten höfischen Schauspiel, der Stroßenzug zwischen Bahnhof und Schloß von dichteren Menschenhaufen bestetzt war als am Alltag: deshalb konnte der Kaiser glauben, „alle Schichten“ der Residenz hätten seinem Bruder einen „begeisterten Empfang“ bereitet und dieser Empfang bezeuge das „liebvolle Interesse des ganzen Volkes“ für die von dem Prinzen „gelöste Aufgabe“. Schon die Thatsache, daß von einer solchen „Aufgabe“ oder gar von deren „Lösung“ nicht das Mindeste bekannt war, muß den Irrthum dieser Auffassung beweisen. Er wäre vermieden worden, wenn man dem Monarchen gesagt hätte, daß zwar sehr viele Deutsche sich der gesunden Heimkehr des Prinzen herzlich freuen, daß aber in der weit überwiegenden Mehrheit der berlinischen Bevölkerung — deren politische Stimmung sich bekanntlich zwischen den Polen Richter und Bebel bewegt — von Begeisterung oder auch nur Interesse für das Schicksal des Prinzen keine leiseste Spur zu finden war. Das mag bedauerlich sein; aber selbst die schmerzlichste Wahrheit ist in solchen

Dingen der holdesten Illusion vorzuziehen. Den Irrthum können die heuchlerischen Byzantinereien vielleicht erklären, die von den Fortschrittslampen a. D. mitunter ins Schloß gesandt werden. Nur falsche Information aber kann den Kaiser zu den Worten geführt haben, die er übereine angeblich „tieferer Bedeutung des Empfanges“ sprach. Das deutsche Volk ist durchaus nicht „darüber willenseinig“, daß es eine große Flotte bauen will. In den Reichstagsreden ist über diesen Punkt vorläufig die allgerühmte Uneinigkeit des Willens zum Ausdruck gekommen. Von der politischen Vertretung der Reichshauptstadt ist nicht eine einzige Stimme für den Flottenplan zu erwarten und in neunzehn Massenversammlungen hat erst neulich die berlinische Arbeiterschaft, die doch wohl auch zum deutschen Volke gehört, in den schärfsten Ausdrücken gegen diesen Plan protestirt. Das wird den Einen froh, den Andern trüb stimmen; die Thatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen und es muß den allerübelfsten Eindruck machen, daß man den Kaiser in dieser Angelegenheit, die er mit besonderem Eifer betreibt, so mangelhaft informirt. Sogar unter sehr guten Patrioten gehen die Ansichten darüber auseinander, ob die imperialistische Flottenpolitik mit ihrer ungeheuren wirtschaftlichen Bedeutung für die Deutschen das sicherste Mittel wäre, „in alle Ewigkeit schwarz-weiß-roth zu bleiben“, — freilich nicht darüber, daß sie nicht „wieder“, sondern zum ersten Male in ihrer Geschichte schwarz-weiß-roth geworden sind, als nach der Niederlage der antipreußischen Partei diese Farbenzusammenstellung für den Norddeutschen Bund gewählt wurde.

* * *

Der Verfasser der folgenden drei Notizen ist Herr Karl Jentsch, der seine bisher hier veröffentlichten Glossen mit einem J zeichnete.

Den Flottenrednern, die dem Deutschen Reich das Schicksal der alten Hanse prophezeien für den Fall, daß es nicht schleunigst seine Schlachtflotte verdoppelt, ist bereits von verschiedenen Seiten entgegnet worden, daß die alten Seestädte viel mehr das Reich im Stich gelassen haben, als daß sie von ihm im Stich gelassen worden wären, ja, daß eben sie mit ihrem selbstsüchtigen Unabhängigkeitsstreben, ganz so wie die Territorialfürsten, an der Auflösung des Reiches gearbeitet haben. Friedrich List beleuchtet den Patriotismus dieser Opferlämmer bei verschiedenen Gelegenheiten. Einmal schreibt er: „Unbekümmert um die Industrie, um die Freiheit und Macht derjenigen Nation, welcher sie angehörten, kauften sie, nach dem Prinzip der smith'schen Theorie, da, wo man am Wohlfeilsten kaufte, verkauften sie da, wo man am Besten bezahlte. Die Industrie aller nordischen Länder, Englands und der Niederlande, ward unermesslich durch diese Zwischenhändler gefördert. Bei den Deutschen selbst ließ der Bund kaum eine Spur zurück. Als aber die Länder, wo sie kauften, und diejenigen, wo sie verkauften, diese Zwischenhändler von ihren Märkten ausschlossen, zogen die meisten, um für ihre Schiffe und Kapitalien Beschäftigung zu finden, nach fremden Ländern“. Ob die deutschen Seestädte, wie List meint, ihren Niedergang hätten abwenden können, wenn sie sich mit dem Kaiser und mit den oberdeutschen Städten vereinigt hätten, erscheint doch sehr fraglich; denn daß die niederländische Industrie ausgebildet und die englische im Entstehen begriffen war und daß die Entdeckung der neuen Länder und der neuen Seewege dem ganzen Handel eine andere Richtung gab, die Ostsee eben so benachtheiligte wie das Adriatische Meer,

daran konnte das Reich so wenig Etwas ändern, wie es die alten Seemächte Venedig und Genua haben ändern können. An Kriegsschiffen fehlte es nicht, solche besaßen ja die deutschen Seestädte; hat doch noch Heinrich der Achte von England welche bei ihnen geliehen. Uebrigens hat es das Reich in der kritischen Zeit nicht an Versuchen fehlen lassen, eine Reichsseeacht zu begründen. Ein Plan dazu tauchte zuerst auf dem Reichstag zu Speyer 1570 auf und wurde in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sehr eifrig vom Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg betrieben. Auf einem Hansatage zu Lübeck im März 1628 sprach er im Namen des Kaisers: „Es ist aller Welt bekannt, wie blühend einst der Handel und die Schifffahrt der Hansa gewesen ist. Sie würden es noch sein, wenn nicht die gewaltthätigen Eingriffe der Machthaber rund umher es verhinderten. Als ich zur Regierung kam, habe ich die Ranzleien angefüllt gefunden mit Klageschriften über Bedrückungen aller Art. Damals sagte ich den Entschluß, Dem abzuhelfen; aber die vielfache Rebellion im Reiche hat mich daran gehindert und die Dinge stehen wie damals. Ja, es ist so weit gekommen, daß eine so ansehnliche, vollreiche, streitbare, mächtige Nation wie die deutsche sich von anderen Völkern, die in keiner Weise sich mit ihr vergleichen können, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Gezehe und Rechte muß vorschreiben lassen. Das ist ein Schimpf und Spott für uns Deutsche. England hat die Hansestädte der mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien beraubt und hat Dies gethan auf eine für Deutschland ehrenrührige Weise. Es hat die Deutschen behandelt wie wehrlose Kinder. Dänemark erhebt den Zoll im Sund wie einen Tribut von Deutschland und läßt sich verlauten, Das sei der rechte Zaun, den man den Hansestädten anlegen müsse. Es ist meine kaiserliche Pflicht, als Haupt des Reiches zu solchen Annahmungen nicht zu schweigen; denn wenn ich es thäte, so würde mir Das bei der Mitwelt nicht zur Ehre, bei der Nachwelt unverantwortlich sein“. Nach dem in Madrid und Wien vereinbarten Plan — in Spanien beabsichtigte man damit selbstverständlich die Schwächung Hollands — sollten die Hansen das Monopol des spanischen Handels bekommen, dafür wollte Spanien Geld für den Bau von Kriegsschiffen geben. Den Reichsadmiral sollte der Kaiser ernennen; nach der damaligen Lage der Dinge konnte es kein Aenderer sein als Wallenstein, der sich denn auch den Titel eines Generals des baltischen und des ozeanischen Meeres übertragen ließ. Mit Entsetzen vernahmten Holland, England, Dänemark, Schweden die Kunde. Aber die deutschen Städte zögerten mit der Einwilligung. Die Namen Spanien und Habsburg konnten ja für norddeutsche Protestanten in der Zeit, da sich das Restitutionsdikt vorbereitete, nichts Verlockendes haben. Doch würden wohl die konfessionellen Bedenken nicht den Ausschlag gegeben haben; die deutschen Kaufleute wußten ganz gut, daß es nicht glaubensbrüderliche Hilfsbereitschaft, sondern das Handelsinteresse war, was die Holländer bewog, im Bunde mit dem französischen Kardinal alle Nachbarn aus die Deutschen zu setzen, und die vom Dänenkönig vorbereiteten gefälschten Schreiben des Patres Lamormain werden nicht viel Eindruck gemacht haben. Man sprach damals viel von Religion, hatte aber ein sehr scharfes Auge für die materiellen Interessen und war in Norddeutschland nicht so einfältig wie zum Beispiel nach den napoleonischen Kriegen, wo man andächtig der englischen Predigt von der alleinseligmachenden Handelsfreiheit lauschte, während die Engländer das deutsche Getreide, die deutsche Wolle und den deutschen Hopfen ausschlossen, auf deutsche Glaswaaren einen Einfuhrzoll von zweihundert Prozent des Werthes legten und die deutsche Leinwandindustrie vernichteten.

Die deutschen Seestädte fürchteten die Person des Admirals, des Bedrängers der Schwesterstadt Stralsund. Und die Unzuverlässigkeit seines Charakters hat Wallenstein auch in dieser Angelegenheit bewiesen; seine Intriguen waren es, die dem Plan ein Ende machten. Doch würde dessen Gelingen zwar vielleicht den Schwedeneinfall verhindert und dem Reich seine politische Macht erhalten, den eingetretenen Umschwung des Handels aber kaum rückgängig gemacht haben.

Neulich beschrte mich der Deutsche Flottenverein mit der Zusendung von Friedrich Rapiers Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergroße“. Nun ist zwar dieses Büchlein des berühmten Geographen, den ich aufrichtig zu verehren mehr als einen Grund habe, eine treffliche Leistung; aber da es nur die von keinem Menschen angefochtenen Sätze ausspricht, daß das Meer eine Reichthums- und Machtquelle und seine Beherrschung unter Umständen Lebensbedingung für ein Volk ist, so berührt es die schwebende Streitfrage gar nicht; denn die lautet: wie viele Kriegsschiffe sind uns im Augenblick nöthig und wie viele können wir ohne Schädigung anderer Lebensinteressen bezahlen und bemannen? Wie in aller Welt könnte denn die Antwort auf diese beide Fragen aus allgemeinen Wahrheiten abgeleitet werden? Noch dazu sind viele Stellen des rapelschen Buches geeignet, gegen allzu großen Flotteneifer Bedenken zu erregen. So zum Beispiel zeigt Rapel auf Seite 37, daß unverhältnißmäßig viel Küste die Macht eines Staates nicht stärkt, sondern durch den Schutz, den sie erfordert, schwächt. Das ist der Punkt, auf den ich so oft hingewiesen habe: überseeische Kolonien erwerben, heißt, schutzbedürftige Küsten erwerben, und schwächt den Staat. Man lese aufmerksam die Seiten 39, 46, 57, 61, 72, 73, 75 und man wird auf weitere ernste und schwere Bedenken stoßen. Vor Allem ist das volkswirtschaftliche Ideal, dem die Flottenfreunde zusteuern, nicht nach meinem Geschmack. Man sagt, die Buren wüßten sich nicht, und wenn Das wahr ist, so würde es meiner sehr verwöhnten Nase kein Vergnügen bereiten, mit Einem von ihnen in nahe Berührung zu kommen. Trotzdem ziehe ich die Buren, die ihr Leben einsehen, um ihren Burenstaat nicht zu einem Staat von Spekulanten, Schwindlern, Spitzbuben, Gallanten, Millionären und Proletariern „wirthschaftlich entwickeln“ zu lassen, den Engländern vor, die diesen Gipfel der Civilisation bereits erreicht haben, und ich wage, mir einzubilden, daß außer den altmodischen Bauern und den Jdylikern auch so mancher preussische Offizier meinen Geschmack theilt. Die Weltgeschichte kümmert sich nicht um unseren Geschmack, Das weiß ich schon, und wenn, wie die Marxisten lehren, die englische Entwicklung der Typus ist für die Entwicklung der ganzen civilisirten Menschheit, so können wir uns ihr nicht entziehen; aber ich meine: wozu denn die Fortschrittslokomotive überheizen? Werden wir doch früh genug im Sumpf — oder wenns beliebt: Dreck — liegen! Der Kaiser wird seine Flotte haben, daran zweifelt kein Mensch; aber schon aus ästhetischen Rücksichten möchte man wünschen, daß er sie auf etwas schönere Weise bekäme. Man sollte die Konservativen, die sie ja selbstverständlich bewilligen werden, nicht zu solchen Kunststücken abrichten. Ist es doch zum Erbarmen, wie sie sich heute schon drehen und winden müssen. „Die Entwicklung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaat sollen wir fördern? Da könnten wir ja gleich den seligen Caprivi wieder ausgraben! Die Getreidezufuhr

sollen wir sichern? Aber um Gottes willen: deren Bekämpfung macht ja so zu sagen unseren Lebensinhalt aus! Den Arbeitern sollen wir Arbeitgelegenheit verschaffen? Das heißt also: wir sollen die Lehten hergeben, die uns noch geblieben sind? Wir bewilligen ja opfermüthig, was Seine Majestät zu bewilligen fordert, aber verlangt doch wenigstens nicht, daß wir coram publico das Parikrivan uns vollziehen! „Bebel ist durchaus nicht zur Bewilligung geneigt, aber er vertritt doch Volksmassen, die für die Bewilligung gewonnen werden sollen, und in deren Namen erklärt er, daß die Aussicht auf Vermehrung der Arbeitgelegenheit keinen Eindruck mache, weil der Flottenbau anderen Arbeitgelegenheiten im Wege steht, die die Arbeiter vorziehen würden. Ich greife aus seiner Rede nur die Bitte um neue und bessere Schulhäuser heraus. In der That: Duzende von Millionen wären nöthig, wenn, namentlich im Osten, für Lehrer und Schüler gehörig gesorgt werden sollte, und der Schulhausbau und die Ausstattung der Schulen würden, gleich allen anderen Kulturunternehmungen, die Arbeit und die Arbeiter gleichmäßig übers ganze Land vertheilen und zur Wiederbevölkerung Osteldiens beitragen, während Panzerbauten die Säfte nur immer mehr in die Eiterbeulen des modernen Gesellschaftskörpers treiben. Begründungen wie die, daß der Bau von Kriegsschiffen das Volksvermögen vermehre, müßten uns geradezu ein sacrificio dell' intellotto zu. Daß Kriegsschiffe, wenn sie fertig sind, durch den Schutz des Handels zur Vermehrung des Nationalvermögens beitragen können, geben wir zu — schreibt die „Deutsche Metall-Industrie-Zeitung“, das Organ nicht der Metallindustrie, die am Flottenbau verdient, sondern der, die die Ausfuhrartikel herstellt —, aber die Behauptung, daß schon der Bau von Kriegsschiffen das Nationalvermögen vermehre, ist absurd; wer sich Das einbilbe, möge doch „den Vändern, die unter fortwährenden Zahlungsschwierigkeiten leiden, etwa Spanien, Portugal und Griechenland, den Rath geben, möglichst viele Kriegsschiffe zu bauen. Wenn die Häfen voll liegen, mag man die Schiffe in die Luft sprengen, um für neue Platz zu schaffen.“ Nicht minder absurd ist die Behauptung, man bedürfe der Schiffe gegen England. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu Denen, deren Freundschaft für England so weit geht, daß sie ihm zu Gefallen das Blut unserer Soldaten zu vergießen bereit wären, und wenn unsere Regierung die Noth John Bulls schonungslos ausnützte, um ihm Zugeständnisse zu unseren Gunsten abzupressen, so würde ich mich freuen. Aber unsere Diplomatie wünscht ja, wie selbst ein Blinder mit dem Kruckstock fühlen muß, dringend die Pflege der intimsten Freundschaft mit England.

* * *

Der liberalen Oekonomik wird vorgeworfen, daß sie über den Waaren den Menschen vergesse. Ihren Hauptbegründer, Adam Smith, trifft Das nicht; er hat die Bedingungen des Menschenglücks nie aus den Augen verloren und für die Armen ein warmes Herz gehabt. Dagegen stimmt heute die Unternehmerschaft beider Richtungen, der manchesterlichen und der schutzzöllnerisch-nationalen, darin überein, daß es ihr nur um die Waaren zu thun ist und daß die Menschen, ausgenommen natürlich die am Geschäftsgewinn Betheiligten, für sie nicht vorhanden zu sein scheinen. Das tritt jetzt wieder recht deutlich in den Zeitungsstimmen über den österreichischen Kohlengräberstreife hervor. Man ergreift nicht etwa allgemein und unbedingt für die Unternehmer Partei, sagt ihnen sogar,

sie könnten genug haben an den bis jetzt eingekleideten Profiten und etwas weniger hartnäckig sein; auch die allerstaaterhaltendsten Blätter gestehen zu, daß die Löhne der österreichischen Kohlengraber niedrig und die Arbeitszeiten lang sind. Aber der Unwille gegen die Grubenbesitzer entspringt nicht aus liebevoller Theilnahme für die im Elend lebenden Arbeiter, sondern aus dem Verdruß über die Kohlenvertheuerung und die Störungen des Verkehrs und der Kohlen verbrauchenden Industrien, daneben auch aus der Befürchtung, der Strike könne bei längerer Dauer ins Preussische und Sächsische übergreifen, wo es die Bergarbeiter, wie man wenigstens in manchen dieser vortrefflichen Blätter lesen kann, so gut haben wie im Himmel, wo aber die nie gestillte Begehrlichkeit bei jedem Anlaß hervorbricht und noch dazu durch ihre Verschwisterung mit der revolutionären Sozialdemokratie Staat und Gesellschaft gefährdet. So oft Hunger und Drangsalirung die Lage der Strikenden so weit verschlimmert haben, daß ein Theil von ihnen absfällt, meldet der Telegraph, die Lage habe sich gebessert; wenn dagegen die Zahl der Strikenden und damit die Aussicht auf eine Verbesserung der Lage der Arbeiter steigt, meldet er, die Lage habe sich verschlechtert. Nur die Centrumsorgane lassen Etwas von Theilnahme für die Arbeiter durchblicken und einen etwas wärmeren Ton schlagen natürlich die Kathedersozialisten an. Aber Die sind verbannt aus dem Olymp, auf dessen Höhen die Geschicke der Völker gemacht werden, und auch ihr Plottenenthusiasmus verhilft ihnen zu keiner Rehabilitation; sagt doch die „Post“ den „Plottenprofessoren“, sie richteten nur Unheil an. Und selbst diese Herren, die also nicht in Betracht kommen, führen keine Sprache, wie sie das Neue Testament für solche Fälle fordert. Weder sagen sie mit Johannes dem Täufer den Herren und Damen der Häuser Rothschild, Gutmann und Habsburg, wer zwei Röcke habe, solle Dem einen geben, der keinen hat — zwei Röcke: wie spasshaft würde Das der heutigen Damenwelt klingen! —, noch verweisen sie mit Christus den reichen Prasser in die Hölle und rufen mit ihm das Wehe über Solche, die dem Volk unerträgliche Lasten aufliegen, selbst aber mit keinem Finger daran rühren. Man muß diese Thatfache, die sich ja alljährlich oft wiederholt, von Zeit zu Zeit vermerken, weil sie religionsgeschichtlich interessant ist, da sie beweist, daß die herrschenden Kreise kein Christenthum mehr haben. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß die Erziehung, die die gut organisirte und unermüdlige Sozialdemokratie Oesterreichs der dortigen Regierung angebreiten läßt, schon Früchte trägt: Minister ertheilen Arbeiterführern Audienzen und bemühen sich um Einigungsverhandlungen; auch schiebt man die rebellischen Arbeiter nicht mehr wie tolle Hunde nieder, sondern beschränkt sich darauf, ihnen zur Unterwerfung zuzureden, ihre Versammlungen zu verbieten oder aufzulösen und sie und da einen ihrer Führer in Ketten fortzuschleppen.

* * *

Eine gute Wirkung wenigstens hat die Plottencampagne schon gehabt: sie hat den zwischen den Häusern Hohenzollern und Lippe-Biesterfeld schwebenden Zwist beseitigt oder ihm doch die unerfreulichste Schärfe genommen. Die am dreißigsten Juli 1898 hier geschilderten Vorgänge sind noch nicht vergessen. Als das Schiedsgericht unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen erkannt hatte, zur Thronfolge im

Fürstenthum Lippe sei nur Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld „berechtigt und berufen“, und als durch diesen Spruch Prinz Adolf von Schaumburg, der Schwager des Kaisers, gezwungen wurde, den Thronszig zu verlassen, den er länger als zwei Jahre eingenommen hatte, da telegraphirte ihm der Kaiser: „Einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten.“ Das mußte auffallen, denn nach dem Schiedspruch war eben der Biesterfelder für Lippe-Detmold der allein legitime, also auch allein „würdige“ Herr. Dann hörte man, der neue Regent sei bei seiner Meldung auf Wilhelmshöhe äußerst frostig empfangen worden. Als Graf Ernst in Detmold einzog, war die Garnison nicht in der Stadt, sondern auf dem Uebungsfeld und die anwesenden Vizeutenants hatten es nicht für passend gehalten, in Paradeuniform zu erscheinen. Beim Abschied des Prinzen Adolf war der Regimentskommandeur mit dem Offiziercorps ins Schloß gekommen; dem neuen, legitimen Regenten präsentirte eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandeurs befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für den Regenten nicht zu haben und seinen Söhnen und Töchtern wurden, als das siebente Armecorps einen neuen Kommandirenden General erhalten hatte, die Honneurs versagt. Daraus glaubte man folgern zu sollen, die von der dem Kaiser verschwägerten Schaumburgischen Linie vertretene Ansicht, die Söhne des Regenten seien nicht zur Thronfolge berechtigt, werde vom Reichsoberhaupt getheilt. Am fünfzehnen Juni 1898 richtete Graf Ernst eine im ehrfürchtigsten Ton gehaltene „Vorstellung und Bitte“ an den Kaiser und erbat für seine Kinder die Anerkennung des Rechtes auf militärische Prinzenehren. Zwei Tage danach erhielt er das Telegramm: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Kommandirenden Generals geschehen mit meinem Einverständnis nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im Uebrigen will ich mir den Ton, in welchem Sie an mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für allemal verboten haben. W. R.“ Graf Ernst unterbreitete diesen Wortlaut und seinen Brief mit einer Rechtsverwahrung den Bundesfürsten. Ob er darauf eine Antwort erhalten hat, ist nicht bekannt geworden. Der General von Rilusch-Buchberg, der die Verweigerung der Honneurs angeordnet hatte, ist seit dem Januar 1900 aus dem Dienst geschieden, nachdem er durch alarmirende Berichte über die durch den herner Kravall geschaffene Stimmung sich in Widerspruch mit der Civilverwaltung gesetzt und dazu beigetragen hatte, daß der Kaiser die Zusage, der Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals beizuwohnen, plötzlich zurückzog. Ein Brief des Herrn Krupp an das Oberhofmarschallamt bewirkte dann, daß der Kaiser doch nach Dortmund kam. Jetzt hat Graf Ernst dem Kaiser die Gründung eines lippischen Landesauschusses des Flottenvereines angezeigt und darauf die Antwort erhalten: „An Se. Erlaucht, Graf-Regenten zur Lippe. Für die freundliche Meldung von der erfolgten Bildung eines lippischen Landesauschusses des deutschen Flottenvereines unter Ihrem Protektorat spreche ich meinen freudigen und verbindlichen Dank aus. Wilhelm I. R.“ Das entspricht zwar nicht ganz den Formen, die der Kaiser sonst im Verkehr mit den in deutschen Bundesstaaten regirenden Herren pflegt; aber es klingt doch anders als die Tonart vom Juni 1898. Für die Frage, ob die Söhne des Regenten zur Thronfolge berechtigt sind, ist der Depechemwechsel natürlich ohne Belang; der Bundesrath hat sich, im Gegensatz zu den Gutachten der meisten Staatsrechtslehrer, als zur Beantwortung dieser Frage zuständig erklärt. Graf Ernst ist mit der Gräfin Karoline

von Wartensleben verheirathet, deren Mutter, Mathilde Halbach-Bohlen, eine bürgerliche Amerikanerin war. Trotzdem diese Ehe von dem damals regierenden Fürsten Leopold zur Lippe ausdrücklich genehmigt und damit die Gattin als ebenbürtig anerkannt worden war, behaupten die Schaumburger, die Söhne des Regenten seien, als aus unebenbürtiger Ehe stammend, nicht zur Thronfolge berechtigt. Bei seiner Entscheidung wird der Bundesrath nicht der Stimmung folgen dürfen, sondern damit rechnen müssen, daß der Vorklaut des unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen verkündeten Schiedspruches den Satz enthält: „Auf den Adel der Mutter und weiterer weiblicher Vorfahren kann es nicht ankommen, da jedenfalls bei dem niederen Adel ein Bürgerliche ausschließendes Reichsherkommen niemals bestanden hat, somit die Frauen durch den Eheabluß den adeligen Stand der Männer erlangten.“

Herr Ludwig Pietzsch — ach nein: der Mann hat ja einen Ehrentitel; in Preußen betrachten es Schriftsteller nämlich als eine Ehre, wenn ihnen an der Schwelle des Dreißigalters ein Titel verliehen wird, den jeder unbemerkte ältere Oberlehrer trägt; also: — Herr Professor Ludwig Pietzsch, der böseste Berberber des berlinischen Kunstgeschmades, hielt es neulich für nöthig, in der Vossischen Zeitung einen Artikel über „moderne deutsche Plakatkunst“ zu veröffentlichen. Den Vorwand zu dieser betrübenden That bot die Ausstellung von Plakatenwürfen, die eine Jury mit den von einer Berliner Firma ausgegebenen Preisen bedacht hatte. Diese Jury stöhte Herrn Pietzsch das äußerste Mißtrauen ein, denn ihr gehörte der Galerie-director von Tschudi und Max Liebermann an und von diesen Herren will der Ehrenprofessor nichts wissen. Namentlich Liebermann mag er nicht leiden und zieht dessen Meisterbildern die ungemein herrlichen Gemälde eines Herrn von Voigtländer vor, von dem die Leser der Vossischen Zeitung nicht wissen können, daß er der Schwiegersohn des Herrn Pietzsch ist. Wie sollten sie auch? Eigentlich ist doch contra bonos mores, liebe Verwandte, an deren Einnahmeverhältnissen man interessirt ist, bei jedem denkbaren Anlaß unter dem Schein vollster Unbefangenheit über den Klee zu loben . . . In der Jury also saßen die Herren Liebermann und Tschudi und des-
 halb konnte nichts Wichtiges herauskommen. Das konstatiert der Bezugsangewandte, denn auch; vorher aber leistet er noch einige allgemeine Betrachtungen, bei denen sich zu verweilen lohnt. Von dem Wesen und Zweck der Plakatkunst hat er keine Ahnung. Trotzdem er seit vierzig Jahren sogenannte Kunstcritiken schreibt, ist er so rudis geblieben, daß er gar nicht zu fühlen vermag, wie wichtig es ist, daß Plakate, die den Massen sichtbar sind, von Künstlern und nicht, wie früher, von Handwertern entworfen werden. Solche Plakate bieten die beinahe einzige Möglichkeit, das Auge der Armen, von den Kulturgenüssen Ausgeschlossenen, künstlerisch zu erziehen. Und wenn unsere Maler heute, statt unverkäufliche Bilder für Ausstellungen zu pinseln, sich nicht zu erheben dünken, um ihr Können dem Straßenplakat zuzuwenden, so verdient solches bescheidene Mäßen die selbe Anerkennung wie die Hölle, die erste europäische Künstler jeht der Möbel- und Teppichindustrie und anderen Zweigen des Kunstgewerbes bringen. Herr Pietzsch ist arderer Meinung. Er sagt: „Der bildenden Kunst wird damit die nicht besonders ehrenvolle Rolle zugewiesen, so laut wie möglich gleichsam das Lantam und die große Pauke zu schlagen, und zwar für Ar-

tifel und Institute, von denen der beauftragte Künstler gar nicht in der Lage war, zu untersuchen und festzustellen, ob sie diese Empfehlung, dies lärmende Anlocken durch sein Bild irgend verdienen.“ Von diesem eigenartigen Standpunkt aus müßte man fordern, der Maler, bei dem ein Portrait bestellt wird, müsse erst Bürgschaft dafür verlangen, daß der zu Portraittrende auch ein untadeliger Ehrenmann ist; Puvis de Chavannes hätte sich weigern müssen, einen Rathhauseaal auszumalen, in dem eine ihm nicht gefallende Kommunalpolitik getrieben wird; und ein Bildhauer solle, bevor er zum Meißel greift, fragen, ob der Herrscher, den seine Kunst verherrlichen soll, auch ein in seinem Sinn guter Regent war. Solche Forderung ist natürlich ganz unsinnig; jeder bildende Künstler ist nur für seine künstlerische Leistung verantwortlich und es kann ihm ganz gleichgültig sein, ob sein Denkmal einen Caracalla, sein Portrait einen Depotdieb, sein Plakat einen schlechten Fleischextrakt „verherrlicht.“ Für die Kunst wäre ein von Michelangelo ausgeführtes Denkmal des Fürsten zu Eulenburg unendlich werthvoller als etwa der furchtbare Junge Fritz des Professors Uphues. Sehr merkwürdig ist besonders, daß Herr Pietzsch die ideale Forderung stellt, die Plakatkünstler müßten erst in die Lage gebracht werden, „untersuchen und feststellen“ zu können, ob die angepriesenen Artikel auch die Empfehlung verdienen. Soll man ihnen Kathreiners Malzkaffee, Adler-Räder, van Houtens Cacao, Schweizerpillen und Mellins Nahrung etwa zum gefälligen Gebrauch ins Haus schicken? Es giebt freilich Kunstkritiker, die Maler und Bildhauer erst loben, wenn sie deren Produkte lange aus der Nähe betrachtet haben — länger, als es in Museen und Salons möglich ist —, und in den Wohnungen dieser Gewissenhaften häufen sich dann die Bilder, Radirungen und Statuetten. Es kommt auch vor, daß Kunstgewerbebesuche mit voller Angabe der Adresse in „großen“ Zeitungen gelobt werden und Besucher dann bei dem Lober besonders gelungene Proben der Leistungsfähigkeit dieser Firmen finden. Das giebt es in der Wohnung des Herrn Pietzsch sicher nicht. In anderer Beziehung aber ist auch er ungemein gewissenhaft: er quittirt öffentlich über empfangene Bewirthung. Neulich gab es beim Herrn von Pobjieski, der nach den verschiedensten Seiten hin „Zühlung unterhält“ und von sich reden zu machen versteht, einen Vortragsabend und natürlich war nebst anderen hervortragenden Zeitgenossen auch der Professor der Tante Woz geladen. Ueber den Vortrag, der doch wohl die Hauptsache und das einzig öffentlich Interessirende war, berichtete Herr Pietzsch in zwölf Druckzeilen; dann aber fuhr er fort: „Nach dem Vortrag begab sich die Gesellschaft in die im ersten Stock gelegene lange Flucht der Wohn- und Festräume des Staatssekretärs, in denen verschiedene Buffets, die einen mit Thee und süßen Erfrischungen, die anderen mit den kräftigeren Speisen einer vortrefflichen kalten Abendmahlzeit besetzt, aufgestellt waren. Rundige Männer glaubten es diesen Speisen anzusehen und anzuschmecken, daß sie durchweg im Hause bereitet und von keinem großen Restaurant und Kochkünstler geliefert worden seien. Ein nicht hoch genug zu schätzender Vorzug. Wein und Bier wurde von den Dienern unausgeseht herübergereicht.“ Das ist wunderhübsch und genügt ohne Zweifel einem berechtigten Interesse der berühmten Oeffentlichkeit, die doch wissen muß, wie man bei dem Herrn von Pobjieski und „seiner jugendanmuthigen Gattin“ (V. P.) speist. Ja, — wenn die Plakatkünstler ihre Pflicht so ernst nähmen wie Herr Professor Pietzsch! Dieser Emsige weiß, welche ernsten und mühevollen Studien man gemacht haben muß, um berechtigt zu sein, für irgend einen Artikel „so laut wie möglich

gleichsam das Tamtam und die große Pause zu schlagen.“ Und wer dem leuchtenden Beispiel des Gewissenhaften folgt, wird nicht sagen können, der Presse werde auf diesem Wege „eine nicht besonders ehrenvolle Rolle zugewiesen“.



Im November des vorigen Jahres, des, trotz dem Bundesrathsbeschlusse und der Zeughausandacht, noch immer vorlehten im neunzehnten Jahrhundert, erhob sich unter den Inspirirten ein Freudengeheul über den unter des Grafen von Bülow glorreicher Führung erfochtenen deutschen Sieg im Samoahader. Bei näherem Zusehen zeigte sich, daß es mit dem Sieg nicht gar so überaus herrlich bestellt sei. In dem abgeschlossenen Vertrag hat Deutschland zu Englands Gunsten auf seine Extraterritorialitätsrechte in Sanftbar verzichtet. Außerdem hat England die Tonga-Inseln — etwa 1000 Quadratkilometer mit rund 20 000 Einwohnern —, Savage Island — 94 Quadratkilometer mit 5000 christlichen Bewohnern — und den bisher deutschen Theil der Salomoninseln — 22 000 Quadratkilometer mit 9000 Einwohnern — bekommen. Dagegen erhielt das Deutsche Reich die beiden Samoainseln Upolu und Savaii, also einen Theil einer Inselgruppe, deren wirtschaftlichen und politischen Werth der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes am vierzehnten April 1899 im Reichstag mit ironischer Geringschätzung geschildert hatte. Und selbst dort wurde den Briten die volle Freiheit zu jeder Art landwirthschaftlicher, industrieller und händlerischer Thätigkeit zugesichert; die englischen Bürger sollen auf Samoa die selben Rechte und den selben Schutz genießen wie die dem souverainen Staat Angehörigen; und englische Schiffe und Waaren sollen genau wie deutsche behandelt werden. Wer damals in diesem Vertrag, der dem Deutschen Reich nicht viel mehr als das Recht beschert, die Kosten der Verwaltung Samoas zu tragen, nicht einen Triumph genialer Staatskunst sah, wurde als Köhler, Reihhart und Querulant behandelt. Jetzt ist die Sache an den Reichstag gekommen; und siehe: von einem Sieg war nicht mehr die Rede, die Tonart des Novemberhelden klang resignirt und er war offenbar froh, als ihm außer dem Professor Hasse kein Abgeordneter bittere Wahrheit sagte. Doch warte nur: halbe giebt's gewiß wieder einen Triumph. Denn eben wird gemeldet, der — leider noch immer schamhaft verborgene — Delagoa-Vertrag werde dem deutschen Volk die am Rantonfluß liegende portugiesische Kolonie Macao zum Geschenk machen, die ein Gesamtareal von beinahe 12 Quadratkilometern bietet. Viel ist's ja nicht, immerhin aber ein kleiner Erfag für die dänisch-westindischen Inseln, die, dank der Unweisheit des Herrn von Biderlen-Böcherer, dem Deutschen Reich entgangen sind. Das lustige Späßle von früher hatte als Gesandter von Kopenhagen aus nicht zeitig genug darauf hingewiesen, daß die Inseln zu verkaufen seien. Dafür sitzt der einst so hochbeliebte Herr jetzt in Bukarest. Das Deutsche Reich aber kauft emsig weiter und bietet bei allen Auktionen tapfer mit. Um welchen Preis mag wohl Macao gekauft worden sein? . . . Der Name erinnert an das aus Ungarn stammende Hazardspiel, bei dem des Spielers größte Gefahr darin besteht, sich totzulaufen.



Die Damen, die ihr Spiel und noch einiges Andere zur Schau stellen, nennen sich in Berlin „Bühnenkünstlerinnen“. Das ist ihr gutes Recht. Und als man zum

ersten Mal in der Zeitungs-*„Vögel“*, die Bühnenkünstlerinnen „müde“, „müde“ brennenden Berufsgenossen ein Scherlein zu sammeln, einen Ball veranstalten, da konnte man nicht nur den Zweck billigen, sondern auch ein feines Fest mit besonders hübschen Ueberraschungen erwarten. Dann wurden wir ein paar Wochen lang mit den geschmacklosesten Reklamen gequält, die schlechter Coullissenwitz zu erfinden vermag. Das scheint nicht genug gezogen zu haben; und als einzelne Bühnenkünstlerinnen mit keuscher Waise erklärten, vor allen Dingen müsse man dafür sorgen, daß der Ballsaal von den „gewissen Dämchen“ nicht betreten werde, war das ganze Unternehmen gefährdet. Sollte man von den weiblichen Ballgästen den Nachweis einer Minimalentnahme fordern oder bestimmen, der Zutritt sei nur Bühnenkünstlerinnen gestattet, die zwölftausend Mark Jahresgehalt beziehen und fünfzehntausend Mark Miethe zahlen? Das ging nicht. Aber der Tugendgeruch mußte weggeweht werden; sonst kam ja kein Mensch. So war denn vierzehn Tage lang zu lesen, bei welchen Bühnenkünstlerinnen — die Adressen waren wundervoll genau angegeben — man persönlich Billets kaufen könne. Das war schon nicht nach Jedermanns Sinn, erinnerte zu sehr an antike Tempelopfer. Und endlich kam der Balltag. Einer Reihe hübscher und begabter Damen konnte es, so sollte man meinen, nicht allzu schwer sein, ihren Gästen etwas Nettos, Apartes zu bieten; Schauspieler, Schriftsteller, Künstler und Virtuosen jeglicher Art hätten sich gewiß gern in den Dienst der guten Sache gestellt. Was aber thaten die Bühnenkünstlerinnen? Sie führten ein Scherzspiel vor, in dem das Elend armer Schauspieler verhöhnt wird, — der selben Schauspieler, deren Elend der Ertrag des Balles lindern sollte. Die Langeweile berlinischer Bälle läßt sich ertragen; dieser Spaß aber mußte verstimmen. Wenn die Herrschaften uns nächstens wieder einmal Erbauliches von der Würde ihrer Handwerkskunst vorgehren, wollen wir sie ergebenst fragen, ob sie in der Lage sind, uns noch eine Ständesvertretung zu nennen, die bei ihren Festen den Jammer der ihres Schutzes am Meisten Bedürftigen der Spottlust einer lachlustigen Ballgesellschaft preisgibt.

* * *

Des Reiches armer Kanzler ist wieder einmal höchst schön geärgert worden. Diesmal nicht von den verruchten Agrariern, die dem Befizger des großen Gutes Werks nicht glauben wollen, daß nicht alle Landwirths von hohen Preisen auf dem deutschen Getreidemarkt Vortheil haben, sondern von den unbantbaren Franzosen, über deren äußere Boulevards der Wagen des Fürsten zu Hohenlohe doch so oft mit züchtig verhängten Fenstern fuhr und in deren Hauptstadt der oberste Vertreter der rettenden *lex Feinze* noch jezt alljährlich seine Zahnplomben nachsehen läßt. Im Gaulois war jüngst zu lesen, der Kanzler habe einen ihm befreundeten Franzosen empfangen, mit ihm geplaudert und im Gespräch — wahrscheinlich mit Beziehung auf den südafrikanischen Krieg — ausgerufen: *Ah, si la France avait voulu!* Fluß ließ der Fürst in seiner Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erklären, er habe während der letzten Wochen überhaupt keinen Franzosen empfangen. Hossentlich hatte der vorher seinen Kammerierer gefragt, der ganz allein — seit dem Prozeß *Vekert-Vöpow* weiß mans — in der Lage, ist zu entscheiden, wen der Kanzler empfangen hat, wen nicht. Der eigenartige Stil des Dementis ließ vermuten, es sei von dem Fürsten selbst geschrieben worden; und da die Tonart eine ärgerliche Ge-

müßstimmung verräth, muß man sich im Reichsinteresse bemühen, den Kanzler zu trösten. Er kann nicht wissen, daß in der Botte à Pury, einem der cabarets artistiques, die den Ruhm und den Stolz von Montmartre geschaffen haben, seit Monaten von dem wüthigen Besizer ein Couplet gesungen wird, das die Wirkungen der Affaire schildert und sehr lustig darstellt, wie Alles vielleicht gekommen wäre, si les journaux avaient voulu: Doubet wäre nicht Präsident, Waldeck-Rousseau verträte, statt mit Millerand Staatssozialismus zu machen, als Anwalt kapitalistische Interessen, Demaitre schriebe noch für den Figaro und der General Mercier wäre nicht der Held der Freunde des Heeres geworden. Dieser Refrain — si les journaux avaient voulu —, der über den Dreyfuslärm unüberbietbare Weisheit ausspricht, ist in Paris ungemein populär. Und weil ein Spohvogel ihn zeitgemäß variirte und den Fürsten zu Hohenlohe, der doch von einem antibritischen Dreieund nichts wissen mag, süßnen ließ: Si la France avait voulu, — deshalb mußte des Reiches armer Kanzler, der die ironische Absicht nicht merkte, zur Feder greifen und, den Franzosen zur Freude, eine Papiermenge beschreiben, wie er sie kaum zur Niederschrift seiner längsten Parlamentsreden braucht.

Die Ausführung des Flottenplanes scheint gesichert. Zwischen den Verbündeten Regierungen und dem Centrum ist ein Kompromiß abgeschlossen worden, das alle weiteren Verhandlungen überflüssig macht. Die Einzelheiten entziehen sich noch der öffentlichen Erwiderung. Schon jetzt aber darf mitgetheilt werden, in welcher Weise für die Kostendeckung gesorgt werden soll. In jedem Quartal werden die Verbündeten Regierungen eine Flottenpostkarte ausgeben, die eben so künstlerisch wie die Jahrhundertpostkarte ausgestattet sein und nur gelten wird, wenn sie den Poststempel eines bestimmten Tages trägt. Der Preis der Karte, die jedesmal in einer Auflage von 240 Millionen Exemplaren ausgegeben wird und auch für den internationalen Verkehr gilt, wird zehn Pfennige betragen. Da jeder Deutsche die Ehrenpflicht erfüllen wird, mindestens zwei Karten zu kaufen, so ist eine Jahreseinnahme von 96 Millionen Mark gesichert und auf diesen Betrag sollen die neuen Forderungen der Marineverwaltung nach dem Kompromiß vorläufig beschränkt werden. Der Gedanke stammt, wie kaum erwähnt zu werden braucht, von dem Staatssekretär des Reichspostamtes und hat die Zustimmung des Bundesrathes gefunden, der die Gefahr einer „Belastung der schwachen Schultern“ nun völlig vermieden sieht. Denn es ist klar, daß Niemand gezwungen ist, Postkarten zu kaufen, und nicht minder, daß der Kauf von acht Zehnspfennigarten im Jahr auch den Kerntesten nicht über Gebühr zu belasten vermag. Die Reichstagskommission hofft, ihre Arbeiten so beschleunigen zu können, daß die zweite Lesung der Flottenvorlage im Vacuum des Wallotbräues schon am Tage vor dem Aschermittwoch stattfinden kann. Es wäre ein für den Patrioten überaus erfreuliches Zusammentreffen, wenn gerade dieser Tag mit der ersten Aufführung des „Eisenzahn“ auch die Garantie künftiger Seeregeltung brächte.